

Werner Pevetz

DIE LAND- UND ERNÄHRUNGSWIRTSCHAFT AFRIKAS Strukturen, Krise, Problem

1. Einleitung: Großregionale Unterschiede der "Entwicklungsstile"

Vielfach neigt man heute dazu, die "Dritte Welt" pauschal der "Ersten" und "Zweiten" Welt gegenüberzustellen; einer ideologisch-vereinfachenden Argumentation kommt eine solche Darstellungsweise zweifellos entgegen. Freilich differenziert man inzwischen in "Schwellenländer", Länder mittleren Entwicklungsniveaus und ärmste bzw. am wenigsten entwickelte Länder. Doch abgesehen davon, daß bei einer solchen globalen Einteilung die Zuordnung Chinas und somit von nahezu einem Viertel der Menschheit unklar bleibt (Zweite oder Dritte Welt?), bleibt bei dieser Betrachtungsweise die wesentliche Tatsache unbeachtet, daß es abgesehen vom quantitativ in etwa meßbaren Entwicklungsniveau wenigstens vier charakteristische Typen von Entwicklungsländern gibt, die sich in ihrem kulturgeschichtlichen Hintergrund, ihren kultursoziologischen und kulturlandschaftlichen Gegebenheiten, in der vorherrschenden menschlichen Mentalität, den staatlich-politischen Strukturen sowie überhaupt in ihrem gesamten "Entwicklungsstil" kaum weniger deutlich voneinander unterscheiden als die Dritte Welt insgesamt von der Ersten Welt, und denen auch dementsprechend unterschiedliche entwicklungspolitische Prognosen zu stellen sind: Es sind dies der lateinamerikanische Typ, der schwarzafrikanische Typ, der arabisch-nahöstliche Typ und der süd- und ostasiatische Typ. Man gewinnt den Eindruck, daß sich diese vier Typen von Drittwelt-Situationen immer mehr auseinanderentwickeln, wobei die differenzierenden Faktoren weit mehr im kulturell-politischen als im rein ökonomischen Bereich liegen, auf den sie sich erst sekundär auswirken. Die günstigste entwicklungspolitische Prognose würde sich dabei den süd- und südostasiatischen Ländern stellen (abgesehen von Sondersituationen wie in Bangladesch und Kambodscha!), die ungünstigste Schwarzafrika. Diese Gesamteinschätzung steht in Widerspruch zur Ressourcenausstattung, insbesondere mit potentiell landwirtschaftlich nutzbarem Boden, die pro Kopf der Bevölkerung für Schwarzafrika und Lateinamerika als am größten und für Asien als am geringsten gilt; sie trägt jedoch den bisherigen

entwicklungspolitischen Leistungen, insbesondere der Fähigkeit zur Inwertsetzung des Naturpotentials, Rechnung. Von den über 40 schwarzafrikanischen Staatsgebilden gehören rund zwei Drittel zu den am wenigsten entwickelten Ländern; in keiner anderen Großregion der Dritten Welt ist dieser Anteil vergleichbar hoch, und die Tendenz ist unverkennbar, daß die Gruppe der am wenigsten entwickelten Länder, vor allem der mit überwiegend negativem Entwicklungstrend, sich geradezu auf Schwarzafrika konzentriert.

Angesichts der naturräumlichen Voraussetzungen ist es kein Zufall (wenngleich dabei auch sozialdynamische Faktoren eine Rolle spielten), daß sich der bäuerliche Mensch Afrikas bereits in vorkolonisatorischer Zeit auf einige wenige, räumlich eng begrenzte Standorte konzentrierte, insbesondere auf Hochländer und Gebiete mit fruchtbaren vulkanischen Böden, wo inzwischen (wie etwa in Rwanda und den "white highlands" Kenias) geradezu "asiatische" Bevölkerungsdichten bis zu 500 Einwohner je km² Kulturland erreicht werden, während angrenzende riesige Räume weitgehend gemieden werden.

Insofern erscheint es also gerechtfertigt, Afrika als einen "tragischen Kontinent" zu bezeichnen: Tragisch in naturräumlicher Hinsicht durch seine fortschreitende Austrocknung (ein Prozeß, der ja keineswegs in diesem Jahrhundert begonnen hat), tragisch in politischer Hinsicht durch seine offenkundige Unfähigkeit, das Erbe der Kolonialzeit positiv zu bewältigen, tragisch schließlich in menschlicher Hinsicht, da hier das weltweit höchste Bevölkerungswachstum dem geringsten Inwertsetzungs- und Modernisierungspotential gegenübersteht, sodaß eine fortschreitende, existenzgefährdende Verelendung nirgends so unausweichlich erscheint wie in Afrika.

2. Naturräumliche Voraussetzungen der Landwirtschaft - Böden und Wasser

Afrika, mit fast 30 Mio. km² drittgrößter Kontinent, ist eine gigantische, wenig gegliederte Landmasse; hinter Gebirgsschwellen an den Küsten, die einen Großteil der feuchten Meeresluft abfangen, dehnen sich weite Beckenlandschaften und Plateaus, die nur von wenigen größeren, ständig Wasser führenden Strömen durchzogen werden - dem Nil im Nordosten, dem Niger und dem Benué im Westen, dem Kongo und Ubangui im Zentrum und dem Sambesi im Süden. Die übrigen Flüsse alternieren sehr stark und versiegen oft in der Trockenzeit. Dürre ist überhaupt ein vorherrschendes Kennzeichen des größten Teils des "Schwarzen Kontinents"; rund zwei

Drittel der ungeheuren afrikanischen Landmasse sind mit Wüsten, Halbwüsten, dürrtiger Steppe oder Trockensavanne bedeckt - im Norden die Sahara und die Sahelzone, im Osten die Somalische Wüste, im Süden Kalahari und Namib; der Rest verteilt sich auf den inzwischen weitgehend dezimierten tropischen Regenwaldgürtel mit seinen Randgebieten sowie auf die ostafrikanischen Hochländer von Mozambique bis Äthiopien, dem klimatisch günstigsten Bereich des gesamten Kontinents. Laut einer schwer überprüfbarsten Meldung aus EG-Quellen vergrößern sich die "Wüsten"-Gebiete Afrikas jährlich (im langjährigen Mittel) um 60.000 km², also um das Ausmaß eines europäischen Kleinstaates.

Nun werden gerade die Bodenressourcen Afrikas von naturwissenschaftlich ausgerichteten Forschern (gestützt etwa auf die FAO-Bodenkarte) vielfach quantitativ wie qualitativ als besonders reich und vielversprechend angesehen. In der Tat werden von den rund 3 Mrd. ha afrikanischer Landfläche bisher erst 165 Mio. ha bzw. 5 % anbaumäßig genutzt; in Asien (ohne UdSSR) sind es dagegen rund 18 %. Betrachtet man also lediglich die man-land-ratio, scheint Afrika neben Lateinamerika der landwirtschaftliche "Hoffnungskontinent" zu sein. In Wirklichkeit aber ist Afrika zum Hungerkontinent geworden, und dies weist uns abermals mit aller Härte auf die Tatsache hin, daß theoretisch vorhandenes und realisierbares Potential eben nirgends so weit und anscheinend unüberbrückbar auseinanderklaffen wie in Afrika. Die FAO hat 1984 eine Art agrarische Tragfähigkeitsuntersuchung der 41 schwarzafrikanischen Länder vorgelegt, die von folgenden beiden Kriterien ausgeht: Der potentiellen Tragfähigkeit des Bodens (in Hinblick auf eine Mindest-Nahrungsmittelversorgung einer bestimmten Bevölkerung), und von den Nahrungsmittel-, Produktions- und Verbrauchsstrukturen, in denen sich klimatische, agronomische und sozial-kulturelle Faktoren widerspiegeln. Die 41 Länder wurden zu diesem Zweck nach dem Verhältnis zwischen Bodenfläche und Bevölkerung in fünf Gruppen gegliedert, die von "landarm" bis "extrem landreich" gehen; zur ersten Gruppe gehören acht - überwiegend kleine - Länder mit 11 % der Gesamtbevölkerung, zur letzteren zehn Länder mit 21 % der Bevölkerung; mäßig bis sehr "landreich" zusammen sind sogar 18 Länder mit 42 % der afrikanischen Bevölkerung, insofern also ein wesentlich "günstigeres" Verhältnis als im "überbevölkerten" Süd- und Ostasien; in dieser Beurteilung liegt aber die große Täuschung, auf die auch die Afrikaner selbst hereinzufallen scheinen. Zwischen der man-land-ratio und dem Ernährungsstatus bzw. der Nahrungsmittel-Versorgungssicherheit besteht

nämlich überhaupt kein positiver Zusammenhang. Diese Werte - hier gemessen an der Nahrungsenergieversorgung pro Kopf (DES) - haben sich in den 70er Jahre in 16 Ländern verschlechtert, bezeichnenderweise durchwegs in solchen, wo die DES bereits unter dem Mindestbedarfsniveau lag; es handelt sich dabei auch durchwegs um Länder mit sehr niedrigem Einkommensniveau. Angesichts dieser Entwicklung verwundert es nicht, daß der Nahrungsmittel-Importbedarf der subsaharischen Länder in den 70er Jahren mengenmäßig jährlich um 9 % zunahm; nur 13 Länder waren in der Lage, ihre Importe einzuschränken.

Eine weite man-land-ratio - viel "verfügbarer" Boden pro Kopf - ist demnach in Afrika weit weniger ein Zeichen für noch erschließbare Potentiale als vielmehr ein solches für ausgesprochen ungünstige agrarökologische Bedingungen. Dies bedingt nicht nur eine sehr extensive, sondern - sicherlich da und dort durch den Eindruck "unerschöpflicher" Bodenvorräte mitbedingt - auch eine raubbauartige Bodennutzung, die zu einer beängstigend rasch voranschreitenden Zerstörung der natürlichen Vegetationsdecke und damit zu Bodenerosion, Klimaverschlechterung und in letzter Konsequenz einem immer weiteren Vordringen wüstenhafter Landschaftsformationen führt. Afrika scheint sich unaufhaltsam auf dem Weg der vollständigen Entwaldung zu befinden: Der Kontinent verliert jährlich 6 - 7 % seiner Regenwaldfläche, überwiegend (zu etwa 70 %) durch Brandrodung, an zweiter Stelle durch die Brennholzgewinnung. Die mit wenigen Ausnahmen immer noch sehr geringe Bevölkerungsdichte - im Durchschnitt des Kontinents etwa 12 % Einwohner pro km² - schien bisher zwar die äußerst extensive Form der Bodennutzung noch auf absehbare Zeit zu gestatten. Tatsächlich scheinen die meisten Afrikaner noch das Gefühl zu haben, ihr Kontinent biete unerschöpflich viel Raum, doch bei Bevölkerungswachstumsraten von über 3 % - den höchsten der Erde - "könnte auch hier der Zeitpunkt der Krise unvermutet rasch hereinbrechen. zumal schon jetzt die Dürre die Menschen aus den Randgebieten der Sahara immer weiter nach Süden treibt" (Pevetz 1975).

Da der feuchttropische und wechselfeuchte Zentralraum Afrikas, also die Gebiete mit ganzjährigen Niederschlägen und die mit zwei Regenzeiten, zwischen dem nördlichen (saharisch-sahelischen) und dem südlichen (namibisch-kalaharischen) Trockengürtel gleichsam eingeklemmt ist, hat kein anderer Kontinent einen so hohen Anteil an voll- und semiariden Gebieten, und nirgends ist auch die vordringende Dynamik dieser ariden Zonen so groß. Einige der flächengrößten, wenngleich nicht volkreichsten

afrikanischen Staaten, wie Algerien, Libyen, Tschad, Sudan, sowie große Gebietsteile anderer Staaten liegen fast vollständig im Wüsten- oder Halbwüstenbereich. Abgesehen vom Kongo und einigen westafrikanischen Küstenstaaten gibt es kaum ein Gebiet Afrikas, das nicht mit dem Problem einer mehr oder minder langen Trockenzeit konfrontiert wäre, die gewöhnlich sechs bis neun Monate währt. So sind die Voraussetzungen für den Regenfeldbau nicht allein von der absoluten Niederschlagshöhe, sondern insbesondere auch von der Niederschlagsverteilung her im allgemeinen ungünstig; im Bereich des tropischen Regenwaldes mit seinen ausgiebigen, verhältnismäßig gleichmäßig verteilten Regenfällen begegnet der Landbau dem äußerst schwer lösbarsten Problem einer nach Rodung des Waldes rasch dahinschwindenden Bodenfruchtbarkeit, die den Mythos von der sagenhaften Ertragskraft tropischer Böden Lügen straft. Lediglich die zentralen Teile der ostafrikanischen Hochländer mit ergiebigen Regenfällen, ausgezeichnetem Klima und fruchtbaren Böden häufig vulkanischen Ursprungs bieten hervorragende Voraussetzungen für eine intensive Landwirtschaft europäischen Zuschnitts; hier sind seit der Kolonialzeit blühende Agrarlandschaften zu finden. Ansonsten aber scheinen sich die Intensivierungsmöglichkeiten der afrikanischen Landwirtschaft - wie übrigens auch die Asiens - hauptsächlich auf die Bewässerungsgebiete zu beschränken; gerade in dieser Hinsicht besteht jedoch in Afrika ein ausgeprägter naturräumlicher Unterschied zu Asien: Während das südliche Asien vom Zweistromland bis nach China über eine Abfolge von etwa neun gewaltigen Stromlandschaften verfügt, die ausgedehnte, von Natur aus fruchtbare Alluvialebenen mit hervorragenden, z.T. seit Jahrtausenden genutzten Bewässerungsmöglichkeiten geschaffen haben, wo also eine intensive Landbewirtschaftung erstklassige Voraussetzungen vorfindet und über eine z.T. uralte Tradition verfügt, trifft dies alles auf Afrika nicht zu: Abgesehen vom bereits weitgehend genutzten Niltal, das kulturell eigentlich zu Asien gehört, findet eine Bewässerungslandwirtschaft asiatischen Zuschnitts allein schon in naturräumlicher Sicht nur beschränkte, kleinräumige Voraussetzungen: Afrikas wenige, stets wasserführende Flüsse bilden kaum ausgedehnte Becken mit fruchtbarem Schwemmland, sodaß meist nur die Schaffung von Stauseen Bewässerungsvorhaben größeren Umfanges ermöglicht. Auf solchen Flächen vermag zwar der Einsatz von Qualitätssaatgut und Handelsdünger Spitzenerträge zu erzielen; der weitaus größte Teil Afrikas muß sich jedoch weiterhin mit einem unsicheren Trockenfeldbau sowie mit ebenfalls wenig

ergiebigem Hackbau auf ausgelaugten Regenwaldböden begnügen und hat nur geringe Chancen zu einer Steigerung seiner agrarischen Produktionsleistung.

Dazu kommt erfahrungsgemäß, daß großangelegte Bewässerungsprojekte auf Staudammbasis aufgrund der Besonderheit afrikanischer Flußläufe gerade den schmalen Streifen besten bäuerlich bewirtschafteten Kulturlandes in den Fluten ertrinken lassen, also zunächst einmal der regionalen Ernährungslandwirtschaft und den von ihr abhängigen Menschen einen schweren Schlag versetzen, während es andererseits Jahre dauert, bis das Bewässerungsprojekt seine Früchte zeitigt, wenn das ganze sich nicht überhaupt aus verschiedenen, noch zu besprechenden Gründen als Fehlschlag entpuppt. So erscheint es kaum verwunderlich, daß sich die gesamte afrikanische Bewässerungsfläche nur von 7,8 Mio. ha im Durchschnitt 1974 - 1976 auf 8,23 Mio. ha. 1983 vergrößert hat, also in fast zehn Jahren um nur 400.000 ha, während die Zunahme im gleichen Zeitraum in Asien nahezu 12 Mio. ha erreichte (von 121,6 Mio. ha auf 133,4 Mio. ha), also um ein Drittel größer war als die gesamte afrikanische Bewässerungsfläche! Während von der gesamten afrikanischen Anbaufläche von ca. 183 Mio. ha (1983) nur etwa 4 % und in Schwarzafrika sogar nur etwa 1 % bewässert werden, sind es in Asien bei ca. 456 Mio. ha. Anbaufläche immerhin mehr als ein Viertel, in Süd- und Südostasien sogar 30 %! Dabei ist zu berücksichtigen, daß von der gesamten Bewässerungsfläche des afrikanischen Kontinents allein 2,5 Mio. ha auf Ägypten und 1,75 Mio. ha auf den Sudan entfallen, sodaß der restliche Kontinent überhaupt nur 4 Mio. ha unter Bewässerung hat.

Daraus nun auf ein erhebliches realisierbares Potential an schwarzafrikanischen Bewässerungsmöglichkeiten zu schließen, wie dies mitunter geschieht, erscheint aus verschiedenen Gründen nicht gerechtfertigt:

1. Ist auf die schon erwähnte naturräumliche Ungunst hinzuweisen: Die Realisierung von Bewässerungsmaßnahmen größeren Stiles auf der Basis von Fließgewässern ist in Afrika ganz wesentlich teurer und technisch schwieriger als im Asien der großen Ströme; Eigeninitiativen der Bevölkerung sind im Gegensatz zu Asien nur im kleinsten Maßstab möglich.
2. Eine Bewässerung auf Grundwasserbasis erscheint zwar gebietsweise theoretisch vielversprechend: Das subsaharische Grundwasserreservoir beispielsweise soll eine Ausdehnung von 650.000 km² und einen Inhalt

von 10 Mrd. m³ haben; der nubische Sandstein-Aquifer umfaßt sogar ein Gebiet von über 1 Mio. km² in den Staaten Ägypten, Libyen, Tschad und Sudan und ebenfalls einen Wasservorrat von mehreren Mrd. m³. Doch allen bisherigen Ermittlungen zufolge handelt es sich dabei ganz überwiegend um sog. fossiles Wasser aus früheren Klimaperioden, das sich also heute nicht mehr ergänzt. Der Grundwasserspiegel im Bereich dieser Aquifere sinkt daher bei Pumpungen äußerst rasch (um bis zu 10 m pro Jahr), man befindet sich in einem ständigen Wettlauf mit dem verschwindenden Wasser.

3. Die Diskrepanz zwischen theoretisch möglichen und praktisch realisierbaren Projekten ist in Afrika besonders groß; das gilt insbesondere auch für die technisch wie finanziell und organisatorisch gleichermaßen anspruchsvollen Bewässerungsvorhaben: Solche Projekte sind langwierig, zudem oft politisch motiviert, die ökologischen Voraussetzungen unsicherer als in Asien, die Übergangsphase für die betroffene Bevölkerung sehr schwierig, deren Partizipation (Möglichkeit) meist minimal, die organisatorisch-institutionellen Ansprüche an das Funktionieren komplizierter technischer Anlagen unerfüllbar hoch usw. Die kleinbäuerliche Partizipation bleibt daher bei großen schwarzafrikanischen Bewässerungsprojekten (wieder im Gegensatz zu Asien) in der Regel sehr gering, die großbetrieblichen Strukturen funktionieren schlecht, mit dem Ergebnis, daß oft weit weniger als die Hälfte des geschaffenen Potentials tatsächlich genutzt wird (Beispiel: Office du Niger in Mali). Die FAO-Statistiken belegen dementsprechend, daß in den meisten schwarzafrikanischen Ländern die Bewässerungsfläche in den letzten zehn Jahren stagnierte oder sogar zurückgegangen ist (hinsichtlich der tatsächlichen Nutzung sogar vermutlich stärker, als die Statistik ausweist - es gibt gerade auf dem Bewässerungssektor eindrucksvolle, jedoch amtlich "verschwiegene" Projektruinen!). Dementsprechend erwartete die FAO für den Zeitraum 1962 - 1985 nur eine Zunahme des Bewässerungsanteils an der schwarzafrikanischen Anbaufläche von 0,7 auf 1,0 %, in Süd- und Südostasien dagegen eine solche von 20 auf 30 %. Auch künftig wird wohl mit einer weit stärkeren Ausdehnung der Bewässerung in Asien als in Afrika zu rechnen sein.

Fassen wir die naturräumliche Situation zusammen: Afrika südlich der Sahara verfügt im Gegensatz zu Süd- und Ostasien über wenige fruchtbare Schwemmlandflächen, die Niederschläge sind - wieder im Gegensatz zu den asiatischen Monsungebieten - erratisch und unzuverlässig, Dürreperioden

treten häufig auf (ob häufiger als früher, vermochte bisher niemand schlüssig festzustellen), mit Schädlingskalamitäten großräumigen Ausmaßes ist offenbar jederzeit zu rechnen usw. Die Tatsache des Auftretens ausgedehnter Strecken potentiell furchtbarer Böden wird in ihrer praktischen Bedeutung dadurch wesentlich eingeschränkt, daß diese Böden mit Ausnahme weniger vulkanischer Hochländer überwiegend in Trockengebieten liegen, wo auch die Voraussetzungen für eine ausgedehnte Bewässerungswirtschaft fehlen. Damit ist die afrikanische Landwirtschaft erheblichen natürlichen Risiken ausgesetzt, die die traditionellen, auf extensive Selbstversorgung ausgerichteten Agrarsysteme der Einheimischen zum Teil geschickt zu umgehen wußten, die sich aber einer großflächigen Intensivierung in den Weg stellen. Dazu treten die politisch-ökonomischen und strukturellen Risikofaktoren. Vorherrschend sind also, meiner Meinung nach, bereits in naturräumlicher Sicht die Ungunstfaktoren. Die ökologischen Bedingungen scheinen neben den politisch-sozialen Voraussetzungen (die wirtschaftliche Krise ist ja nur eine Folge davon, ein abgeleitetes Phänomen) in Afrika noch größere Katastrophen vorzubereiten. Diese Ansicht wird jedenfalls von manchen Sozialökonomern sowie auch von Ökologen vertreten, wobei der Ausblick umso pessimistischer zu sein scheint, je landeskundiger der betreffende Fachmann ist.

In Zusammenhang mit den ernährungswirtschaftlichen Ressourcen Afrikas muß schließlich ein Blick auf die vieldiskutierte "Tsetse-Frage" geworfen werden. Eine Studie der IIASA in Laxenburg hat die landwirtschaftlichen Aussichten für die Tsetse-verseuchten Gebiete in 37 Ländern Afrikas untersucht. Fast 54 % der afrikanischen Bevölkerung lebte um 1975 in Tsetse-verseuchten Gebieten. Diese Regionen sind z.T. potentiell fruchtbar, doch wird insbesondere ihre viehwirtschaftliche Inwertsetzung durch die Tsetsefliege behindert. Sollen internationale Anstrengungen zur Ausrottung oder Eindämmung der Tsetsefliege unternommen werden? Das ist eine schwerwiegende, viele Mio. ha betreffende Entscheidung mit weitreichenden ökologischen Konsequenzen, sehen doch manche Forscher in der Tsetsefliege den einzigen Schutz Afrikas vor restloser Devastierung durch Mensch und Weidevieh. Das agrarische Potential dieser Gebiete erscheint relativ hoch: 56 % des gesamten für den Regenfeldbau geeigneten Bodens in Afrika liegen in Tsetse-Gebieten, und sogar 95 % des Bodens mit sehr hohem Potential. Doch besteht die Gefahr, daß die Tsetse-Bekämpfung weniger dem Feldbau dient als vielmehr einer weiteren Ausdehnung einer ebenso unproduktiven wie umweltzerstörenden Weidewirtschaft Vorschub

leistet (vgl. hierzu den Abschnitt über die Viehwirtschaft).

3. Die Krise der Nahrungsmittelversorgung

In einem Kontinent, der sich insgesamt in einer schweren Nahrungsmittelversorgungskrise befindet, obwohl noch 60 - 80 % der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft tätig sind und in welchem viele Staaten praktisch ausschließlich über agrarische Ressourcen verfügen, rückt naturgemäß die Land- und Ernährungswirtschaft in den Mittelpunkt des Interesses. In diesem vitalen Bereich sind nun seit Jahren - wieder in ausgesprochenem Gegensatz zu Asien - alle statistisch faßbaren Symptome ausgesprochen ungünstig, mit einem deutlichen Trend zur Verschlechterung sowie insbesondere auch zur räumlichen Ausweitung der Krisengebiete: Anhaltender Niedergang der Nahrungsmittelerzeugung pro Kopf, stagnierende Durchschnittserträge - also Ausbleiben einer "Grünen Revolution" -, Auftreten akuter Versorgungskrisen in einer wachsenden Zahl von Ländern, sinkende Agrarexporte bei steigendem Nahrungsmittel-Einfuhrbedarf, zunehmendes Angewiesensein auf Ernährungshilfsprogramme, die ihrerseits wiederum ein zunehmendes ernährungswirtschaftliches Auseinanderdriften von Stadt und Land heraufbeschwören.

1985 hat sich zwar in den meisten afrikanischen Ländern die Getreideerzeugung erholt. Laut FAO waren in fünf Sahelländern und im Sudan sogar Rekordernten zu verzeichnen. Das Defizit Äthiopiens wurde für 1985/86 auf nur etwa 0,8 Mio. t veranschlagt, denn auch in diesem Land war die Ernte 1985 um etwa 29 % höher als 1984. Mehrere afrikanische Länder werden laut FAO im laufenden Wirtschaftsjahr über exportfähige Getreideüberschüsse von ca. 1,8 Mio. t verfügen; dieses Angebot könnte den Importbedarf der defizitären Nachbarstaaten zum größten Teil decken. 1985/86 dürfte in Afrika die Getreideernte insgesamt das Rekordergebnis von 1981 übertroffen haben. Doch ist dies ein rein witterungsbedingter Zufallserfolg, der die herrschenden Trends nicht umkehrt und aus dem daher auch keine Schlüsse auf die weitere Zukunft gezogen werden können.

Landwirtschaft ist bekanntlich weit mehr als ein Wirtschaftssektor oder Produktionszweig: Sie ist einerseits die Lebensweise und Kultur der mit ihr befaßten Menschen, andererseits aber ein umweltprägender Faktor ersten Ranges. Dies gilt umso mehr, je höher die Agrarquote eines Landes ist und je schwieriger, labiler die ökologischen Voraussetzungen sind.

Überall jedoch kommt der Landwirtschaft in erster Linie die Aufgabe zu,

die Ernährung der heimischen Bevölkerung sicherzustellen (wie weit diese Aufgabe in Afrika von den politisch Verantwortlichen ernstgenommen und in entsprechendes Handeln umgesetzt wird, ist eine andere Frage). Während die asiatischen Entwicklungsländer diese Aufgabe im Durchschnitt des letzten Jahrzehnts insgesamt eigentlich immer besser zu erfüllen vermochten und inzwischen sogar echte Überschüsse zu erwirtschaften vermögen, sieht die Bilanz für Schwarzafrika enttäuschend aus. Bereits in den "guten" 60er Jahren erreichte das Wachstum der Nahrungsmittelproduktion in Afrika nur knapp das Bevölkerungswachstum; setzt man die Pro-Kopf-Erzeugung an Nahrungsmitteln im Durchschnitt der Jahre 1961 - 65 gleich 100, so erreichte laut FAO der entsprechende Indexwert 1972 in Westeuropa 113, im Nahen Osten 106, in Afrika dagegen nur 101. Unter den 36 Entwicklungsländern, in denen nach Angaben der FAO das Wachstum der Agrarproduktion zwischen 1961 und 1971 hinter dem Bevölkerungswachstum zurückblieb, sich also die inländische Versorgung pro Kopf verschlechterte, befanden sich zwölf afrikanische Staaten.

Laut FAO ("Famine in Afrika" 1982), ist Afrika die einzige Großregion der Dritten Welt, in der die durchschnittliche Nahrungsmittel-pro-Kopf-Erzeugung hartnäckig hinter der Wachstumsrate der Bevölkerung zurückbleibt. Dieser Prozeß hat sich sogar beschleunigt. In den 60er Jahren verminderte sich die Nahrungsmittelerzeugung pro Kopf im Durchschnitt jährlich um 0,7 %, in den 70er Jahren sogar um 1,6 %! Vorläufige Schätzungen für die erste Hälfte der 80er Jahre weisen auf eine weitere Verschlechterung hin. Trotz massiver Nahrungsmittelimporte hat sich die durchschnittliche Versorgung in Afrika deutlich verschlechtert: Laut Weltbank ging die landwirtschaftliche Produktion (pro Kopf) in Afrika in den letzten zehn Jahren um 1,3 % pro Jahr zurück, während die Bevölkerung jedes Jahr um 2,7 % (laut FAO von 1980 - 1984 sogar um 3,1 %) zunahm. Nach Schätzungen der FAO wird sich das Verhältnis von produzierten zu konsumierten Nahrungsmitteln in Afrika von 86 % 1975 auf 70 % 1990 und 61 % im Jahr 2000 verringern, wenn nicht die landwirtschaftlichen Erträge in Afrika gesteigert werden können, wofür aber wenig spricht. Nimmt man die städtische Bevölkerung Schwarzafrikas 1990 mit etwa 30 % und um 2000 mit 40 % der Gesamtbevölkerung an, so bedeutet dies praktisch, daß die gesamte zu erwartende afrikanische Stadtbevölkerung durch Einfuhren versorgt werden muß!

Die regionale Entwicklung innerhalb Afrikas war allerdings unterschiedlich: Setzt man die Pro-Kopf-Produktion 1961 - 65 = 100, so

sank der Index in allen Sahelländern (auf 70 - 97 Punkte), in Zentralafrika (auf 51 - 97 Punkte) und in Südafrika (ohne Südafrikanische Union) (auf 90 - 99 Punkte); nur in Ostafrika überwogen die Zunahmen, doch ist dies inzwischen mit Ausnahme Kenias auch nicht mehr der Fall. Selbst unter der ungünstigsten Annahme bezüglich der künftigen Einkommens- bzw. Kaufkraftentwicklung würden nach Schätzung des US-Landwirtschaftsministeriums bis 1990 jährliche Importe von 12 Mio. t Getreideäquivalent erforderlich sein, um eine minimale Versorgung von 2.300 Kal je Kopf zu gewährleisten.

Sicherlich sind alle Angaben über die Ernährungssituation in Afrika insofern "mit Vorsicht zu genießen", als Umfang und Qualität von afrikanischen Agrar- und Ernährungsstatistiken mit unseren schwerlich zu vergleichen sind; außerdem wird die Nahrungsmittelversorgung in den Städten auch aus politischen Gründen weit stärker beachtet als die auf dem Land (die jeweils schlechter oder besser sein kann). Noch vor ca. zwölf Jahren wurden Angaben über die Agrarproduktion einzelner afrikanischer Länder aus der (meist unterschätzten) Bevölkerungsentwicklung unter Berücksichtigung des Ernährungszustandes "errechnet"; die Fragwürdigkeit eines solchen "indirekten" Verfahrens (das etwa einer Schätzung des Heizölverbrauchs aus der Zahl der Haushalte und der durchschnittlichen Zimmertemperatur entspräche!) wird noch größer, wenn man berücksichtigt, daß afrikanische Volkszählungsdaten (und deren Fortschreibung) von Phantasie oft kaum weniger weit entfernt sind als die Agrarstatistiken.

Die hohe Abhängigkeit der afrikanischen Nahrungsmittelerzeugung von unvorhersehbaren Witterungsschwankungen erschwert jede ernährungswirtschaftliche Planung, insbesondere auch eine sinnvolle Abstimmung zwischen externer Nahrungsmittelhilfe in Krisenzeiten und "Vertrauen auf die eigene Kraft" in Jahren mit guten Ernten; dazu tritt der hohe Zeitverzug zwischen Auslösung der Hilfe und dem Eintreffen im Bestimmungsland. Das kann für die Kontinuität der inländischen Produktion schlimme Folgen haben: Nach der Rekord-Getreideernte 1985/86 von 54 Mio. t in den 45 Staaten in Afrika südlich der Sahara, um rund 36 % mehr als im Dürrejahr 1984 und rund 25 % mehr als im Durchschnitt der vergangenen vier Jahre, besteht durchaus die Gefahr, daß die Bauern angesichts unzureichender Transport- und Lagerkapazitäten, fehlender Massenkaukraft und schlecht funktionierender staatlicher Vermarktungsstrukturen auf ihrer Ernte "sitzenbleiben"; die Preise würden fallen und damit jeder weitere Produktionsanreiz vernichtet werden. Laut FAO sind die Preise inzwischen

in weiten Teilen des Sahel tatsächlich auf ein Niveau wie vor der Dürre und tiefer gefallen; die Bauern könnten deshalb versucht sein, in der kommenden Saison weniger anzubauen. Bleiben dann die Regenfälle in Teilen des Sahel in den entscheidenden Wochen nach der Aussaat aus, könnte die nächste Ernte wiederum katastrophal ausfallen. Zwischen der nunmehr erforderlichen raschen finanziellen Hilfe für Aufkauf und Umverteilung der regionalen und nationalen Überschüsse in den afrikanischen Staaten und der externen Nahrungsmittelhilfe besteht also ein direkter Zusammenhang.

Bei der Beurteilung der Nahrungsmittelversorgung der afrikanischen Bevölkerung muß stärker als in anderen Drittweltländern zwischen Stadt- und Landbevölkerung unterschieden werden. Die bäuerliche Bevölkerung im Binnenland (Ausnahmen bilden die Produzenten exportorientierter Spezialkulturen im ostafrikanischen Hochland sowie im küstennahen Bereich Westafrikas) lebt sowohl als Produzent wie auch als Konsument praktisch außerhalb des Marktes auf Selbstversorgungsbasis (wozu letztlich auch der lokale Austausch auf Bauernmärkten zu rechnen ist). Weder die Verkehrsinfrastruktur noch die Produktionsstruktur würden eine regelmäßige Versorgung der meist weit entfernt an der Küste gelegenen Großstädte zulassen. Dieses Fehlen von regelmäßigen Überschüssen und regulären, überlokalen Märkten im bäuerlichen Hinterland macht die Versorgung der Städte in hohem Grade von Nahrungsmittelimporten, insbesondere von Nahrungsgetreide, abhängig. Aus demselben Grund kommen die regelmäßigen kommerziellen Nahrungsmittelfuhren der schwarzafrikanischen Länder auch so gut wie ausschließlich der städtischen Bevölkerung zugute; daher kann praktisch nur die Zunahme der städtischen Bevölkerung echt für den Nahrungsmittelimportbedarf aufgerechnet werden; nur hier besteht durch Lohnarbeitsverhältnisse auch Kaufkraft für importierte Nahrungsmittel. Aus diesem Grunde ist die Einkommens- bzw. Kaufkraftentwicklung der städtischen Bevölkerung, die sich direkt auf Nachfrageumfang und -struktur auswirkt, neben der allgemeinen Devisenlage der betreffenden Länder für die Nahrungsmittelimporte von zentraler Bedeutung. Diese Importe tragen ihrerseits wieder zur Veränderung der Ernährungsgewohnheiten bei und können den Geschmack der Stadtbevölkerung mehr und mehr dem inländischen Nahrungsmittelangebot entfremden. Dieses Problem läßt sich am Beispiel des Weizens besonders eindringlich demonstrieren: Afrika südlich der Sahara eignet sich agrarökologisch nur in wenigen Gebieten (z.B. ost- und südafrikanische Hochländer) für den Weizenbau. Laut IIASA-Szenario kann

bei mittlerer Technologie auf Regenfelddbasis nur die Erzeugung von 5 - 10 Mio. t auf etwa 5 Mio. ha als "wirtschaftlich" empfohlen werden. Andererseits erhöhte sich der Anteil des Weizens an der gesamten Nahrungskalorienaufnahme im Mittel 1978 - 80 in zwölf schwarzafrikanischen Ländern auf 10 - 25 %, in den Städten wesentlich mehr.

Ist Afrika, ernährungswirtschaftlich gesehen, immer noch "unterbevölkert"? Die insbesondere auf E. Boserup zurückgehende These, wonach es mit zunehmender Bevölkerungsverdichtung "von selber" zu einer Intensivierung der Landwirtschaft komme, wofür Asien durchaus überzeugende Beispiele bietet, in Afrika sei offenbar die Bevölkerungsdichte relativ zur Anbaufläche noch zu gering, diese könnte produktiver genutzt werden, wenn mehr Menschen zu ihrer Bearbeitung vorhanden wären, läßt sich nicht aufrechterhalten; dieser pessimistischen Auffassung ist inzwischen auch die Weltbank beigetreten: Während in Asien moderne Agrartechnologien und günstigere natürliche Bedingungen (Bewässerung und zwei Ernten pro Jahr) eine intensive Bearbeitung auch kleinerer Bodenflächen gestatten, benötigen die afrikanischen Bauern sehr viel mehr Land pro Kopf, um überleben zu können. Daran gemessen müsse aber ein großer Teil von Afrika südlich der Sahara bei gegebener Ausstattung mit Kapital und Technologie bereits als "überbevölkert" bezeichnet werden, denn die Agrarproduktion könne - solange nicht wesentliche neue Technologien entwickelt würden - nicht mehr proportional zum zusätzlichen Arbeitskräfteeinsatz steigen. Der afrikanische Bauer hat eben die Produktion viel weniger "im Griff" als sein asiatischer Kollege, und dies führt uns zur Frage der offenbar begrenzten Intensivierbarkeit afrikanischer Agrarsysteme.

4. Probleme der Intensivierung der afrikanischen Landwirtschaft

"Intensivierung" im Sinne der folgenden Ausführungen bedeutet Produktionssteigerung je Flächeneinheit; sie ist die Voraussetzung einer bodensparenden und damit umweltschonenden Erhöhung der Nahrungsmittelerzeugung. Laut FAO wird die bis 2000 erforderliche Mehrproduktion an Nahrungsmitteln weltweit zu 75 % durch Intensivierung und nur zu 25 % durch Anbauflächenausdehnung erfolgen müssen. Vielerorts werden infolge fortschreitender Bodenzerstörung die Anbauflächen sogar zurückgenommen werden müssen.

Alle gebräuchlichen Kennziffern der agrarischen Intensität deuten darauf hin, daß in Schwarzafrika als Ganzem die primitivste (am wenigsten

flächenproduktive) Landwirtschaft aller Großregionen der Welt betrieben wird. Aus dieser Tatsache lassen sich zwar sehr verschiedene Schlußfolgerungen bezüglich des noch erschließbaren Potentials ziehen; inzwischen überwiegt aber offenbar die pessimistische Beurteilung, zumal - wie schon eingangs dargelegt wurde - der weitaus größte Teil Schwarzafrikas nicht vom Regenfelddbau loskommen dürfte.

Im weltweiten Vergleich fällt tatsächlich ein besonders niedriger und sogar abnehmender Intensitätsgrad der afrikanischen Landwirtschaft auf: Mehr afrikanische Länder außerhalb der feuchttropischen Zone meldeten bis 1985 eher sinkende Erträge als steigende Ertragsziffern. Besonders auffallend ist dies bei Getreide: Im Vergleich zur übrigen Dritten Welt sind die Hektarerträge in Afrika nicht nur deutlich niedriger, sondern im letzten Jahrzehnt sogar gesunken oder bestenfalls konstant geblieben. Im Durchschnitt aller Getreidearten sank der Hektarertrag in Afrika von 10,05 dt/ha im Mittel 1974 - 76 auf 9 dt/ha 1983 und 8,9 dt/ha 1984. In Asien nahm er dagegen von 18 dt/ha auf 24,3 dt bzw. 24,8 dt zu, im "Hungerland" Bangladesh immerhin von 17,7 dt auf 20,5 dt. Die Ursachen hierfür sind mannigfaltig; sie liegen ebenso sehr in Dürre und Raubbau am Boden wie am Ausbleiben eines Intensitätssprunges und der geringen Marktverflechtung der einheimischen Bauern, was wiederum zum Ausfall von Preisanreizen, zur Unmöglichkeit des Zukaufs ertragssteigernder Produktionsmittel usw. führt.

Auch wenn die Produktionsfunktionen (die Ertragsergiebigkeit des Aufwandes) verschiedener schwarzafrikanischer Standorte erst höchst unzulänglich aus wenigen Versuchsergebnissen bekannt ist, dürfte doch feststehen, daß die Kluft zwischen aktuellem und potentielltem Produktionsniveau in Afrika südlich der Sahara besonders breit erscheint: Die Düngungsintensität war 1982 mit nur 5 kg/ha Ackerfläche mit Abstand die niedrigste der Welt (zum Vergleich: Ferner Osten 95 kg/ha), und auch diese geringe Menge entfällt überwiegend auf nur drei kleine Länder; das riesige Zaire war 1982 mit einem Aufwand von 0,8 kg NPK je ha Anbaufläche etwa ebenso "weit" wie acht Jahre zuvor. Anfang der 80er Jahre ging der gesamte Handelsdüngerverbrauch in Afrika im Gegensatz zu den übrigen Großregionen der Dritten Welt sogar zurück.

Die von den früheren Kolonialmächten in Afrika eingeleitete agrarische Entwicklungsarbeit war zwar mitunter sehr eindrucksvoll, besaß jedoch - wenn man etwa von Kenia absieht - im wesentlichen nur punktuellen Charakter und ging vor allem an der Masse der Kleinbauern fast spurlos

vorbei. Viele dieser Ansätze sind durch die nachfolgende Aufsplitterung Afrikas in willkürlich gestaltete nationalstaatliche Territorien wieder zunichte geworden - so etwa ökologisch nützliche Auflagen betreffend die Terrassierung von Hängen zur Erosionsbekämpfung, Waldschutz- und Aufforstungsbestrebungen sowie verschiedene Versuche zur Einführung eines nachhaltigen Feldbaus in der Regenwaldzone (etwa in den paysannats indigènes im früheren Belgisch-Kongo).

Für den angesichts der vorherrschenden Bodenverhältnisse und des Fehlens einer bäuerlichen Viehhaltung mit entsprechender Dungproduktion wohl unbedingt notwendigen Einsatz ertragssteigernder Produktionsfaktoren, allen voran Mineraldünger (und dies gilt wohl auch für die inzwischen stark propagierte "Standortsgerechte Landwirtschaft"!) bilden jedoch in Afrika natürliches Bodenpotential und Wasserhaushalt nicht die einzigen Begrenzungen. Fast ebenso bedeutende, teilweise sogar noch stärkere Hemmungsfaktoren sind die unzulängliche Verkehrsinfrastruktur, die den Gütertransport von der Küste ins Binnenland enorm verteuert, sowie (z.T. aus demselben Grund) die rudimentäre Marktintegration der bäuerlichen Landwirtschaft Schwarzafrikas - und nur marktorientierte Bauern, die regelmäßige Verkaufserlöse zu entsprechenden Preisen erzielen, sind bereit und in der Lage, Mineraldünger zu kaufen. Ein regelmäßiger Handelsdüngereinsatz erfolgt bisher praktisch nur in Großbetrieben, die vornehmlich Exportprodukte erzeugen, in kleinbäuerlichen Betrieben auf dem mit Exportkulturen bestellten Teil der Fläche sowie im Rahmen von Entwicklungsprojekten, dem einzigen Fall, wo auch der heimischen Ernährung dienende Kulturen Handelsdünger erhalten, die aber so gut wie ausnahmslos hoch subventioniert werden; was hier mit der Düngung geschehen wird, wenn diese Subventionen einmal auslaufen, wagte keiner der von uns befragten Experten vorauszusagen. Je mehr sich die Preisschere zwischen Agrar- und Düngemittelpreisen öffnet, desto fragwürdiger wird jedenfalls die Zukunft des Mineraldüngereinsatzes in den küstenfernen, hauptsächlich Nahrungsmittel erzeugenden Produktionslagen. Abgesehen von solchen Problemen sind die produktionsökonomischen Kenntnisse über den Wirkungsgrad von Handelsdüngergaben auf verschiedenen natürlichen Standorten sowie bei verschiedenen Kulturpflanzen und Anbauverfahren in weiten Teilen Schwarzafrikas noch völlig unzureichend. Die Vielfalt nur zum Teil beherrschbarer Faktoren, welche die Produktionsfunktion von Handelsdünger unter afrikanischen Bedingungen beeinflussen, müßte systematisch analysiert werden, um über-

haupt Empfehlungen über den jeweils wirtschaftlich optimalen Mineraldüngereinsatz geben zu können.

Ein agrarpolitisches Hauptproblem besteht heute in Schwarzafrika darin, den jeweiligen ökologischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Standortbedingungen sorgfältig angepaßte neue Anbausysteme und Bewirtschaftungsformen zu entwickeln, die es erlauben, ohne Raubbau am Boden landsparender als bisher zu wirtschaften und darüber hinaus womöglich den Ernährungs- und Lebensstandard der Bevölkerung anzuheben. Dabei stellen sich freilich spezifische Probleme mit aller Schärfe: Die natürlichen Produktionsbedingungen Schwarzafrikas begünstigen extensive Kulturpflanzen, so insbesondere die Hirse, die zwar dürreresistent ist, jedoch ein sehr niedriges Ertragsniveau aufweist und als sozial "inferiores" Nahrungsmittel praktisch ausschließlich der Selbstversorgung der ländlichen Bevölkerung dient. Weizen wird in den Städten in rasch zunehmendem Maße nachgefragt, eignet sich jedoch nicht für den Anbau in der eigentlichen Tropenzone und konkurriert in den ariden Randgebieten um das knappe Bewässerungsland; ebenso steigt auch die Nachfrage nach Reis, dessen Produktionsmöglichkeiten jedoch durch die bewässerbare Fläche begrenzt werden; am aussichtsreichsten erscheint unter den Getreidearten noch der Maisbau, ergänzt durch Körnerleguminosen, die in pflanzenbaulicher wie in ernährungsphysiologischer Sicht gleichermaßen wertvoll sind und überall stärkste Förderung verdienen. Der Trend geht leider einseitig zu einer "explosiven" Ausdehnung der Hybridmais-Monokultur auf Kosten der bodenständigen afrikanischen Nahrungspflanzen und bildet inzwischen auf vielen Standorten eine weitere erhebliche Gefahr für eine ökologisch nachhaltige Bodennutzung - eine Situation, die der mitteleuropäischen nicht unähnlich ist. Das Leistungspotential der tropischen Knollenfrüchte, wie Yams und Cassava (Maniok), die bisher in Afrika züchterisch noch kaum bearbeitet wurden, ist zwar keineswegs ausgeschöpft, doch haben diese Kulturpflanzen den Nachteil, daß sie als "inferiore" Nahrungsmittel gelten, was schwerwiegende ernährungspolitische Folgen hat.

Die "Grüne Revolution" auf der Grundlage einer anspruchsvollen Saatgut-Düngemittel-Wasser-Pflanzenschutz-Technologie war durchaus nicht schlechthin ein "Fehl Schlag". Sie hat in der Vergangenheit insbesondere in einigen asiatischen Ländern zu dramatischen Ertragssteigerungen und in der Folge zu erheblichen Zunahmen der Gesamtproduktion insbesondere von Weizen und Reis geführt. Doch erstens haben wichtige Nahrungspflanzen

(Leguminosen, Knollenfrüchte) davon nicht profitiert, und zweitens beschränkte sich die "Grüne Revolution" regional oft auf wenige Prozente der gesamten Anbaufläche (in Indien z.B. vor allem auf den Punjab), deren Beitrag zur nationalen Gesamtversorgung dadurch zwar sprunghaft gestiegen ist; es handelte sich dabei durchwegs um Gebiete mit optimalen Bewässerungsmöglichkeiten und z.T. mit einer überdurchschnittlich günstigen Agrarstruktur. Der weitaus größere Teil der landwirtschaftlichen Nutzflächen und bäuerlichen Betriebe, insbesondere in Gebieten mit Regenfeldbau, vermochte auch in Asien aus diesen von einem hohen Betriebsmittelaufwand abhängigen Produktivitätssteigerungen wenig oder gar keinen Nutzen zu ziehen.

Doch steht außer Zweifel, daß die naturräumlichen und agrarökologischen Voraussetzungen für den sehr weitgehend auf dem Technologie-"Paket" Düngemittel-Pflanzenschutz-Bewässerung als Bedingung für einen erfolgreichen Anbau hochertragreicher, jedoch anspruchsvoller und empfindlicher neuer Zuchtsorten in Monsunisien viel weiter verbreitet sind als in Schwarzafrika. Diese Intensivierungsstrategie setzt außerdem leistungsfähige Forschungs-, Beratungs- und Förderungsinstitutionen, eine einigermaßen entwickelte ländliche Infrastruktur, funktionierende Agrarmärkte sowie ein traditionsreiches, mit anspruchsvollen landwirtschaftlichen Methoden bereits grundsätzlich vertrautes Bauerntum voraus. Wo diese Bedingungen in Asien fehlten, konnte sich auch dort die Grüne Revolution nicht durchsetzen, und in Afrika fehlten und fehlen sie ebenfalls fast durchwegs. Selbstverständlich fällt auch die Tatsache ins Gewicht, daß die typischen Ernährungskulturen der afrikanischen Eingeborenenlandwirtschaft mit ihrer hohen Standortsanpassung, nämlich Hirsearten in den trockenen Feldbaugebieten und Knollenfrüchte in den feuchttropischen Gebieten, von der ersten "Grünen Revolution" überhaupt nicht beachtet worden sind. Das scheint sich inzwischen bei Knollenfrüchten zwar zu ändern, doch werden die diesbezüglichen Arbeiten wiederum in erster Linie in Südostasien geleistet (z.B. die Maniokzüchtung), wo eben auch die Infrastrukturen der Agrarforschung wesentlich entwickelter und leistungsfähiger sind als in Afrika und überdies die Förderung der Landwirtschaft bei den Regierungen weit höhere Priorität genießt.

Die FAO tritt heute für eine Agrarentwicklungsstrategie mit "angepaßteren" Sorten mittleren Ertragsniveaus ein, die geringere Ansprüche an den Betriebsmittelaufwand stellen ("low input"-Sorten), dafür aber auf dem größten Teil der gesamten Agrarfläche angebaut werden

können - denn in der von der ersten "Grünen Revolution" vernachlässigten breiten Landeskultur werden die größten Produktionsreserven gesehen. Sri Lanka, das eher dem letzteren Ansatz gefolgt ist, hat heute z.B. höhere Reis-Durchschnittserträge pro ha als die "klassischen" Länder der Grünen Revolution, Pakistan, Indien und die Philippinen. Der zweite notwendige Schritt liegt in einer angemessenen Förderung bisher vernachlässigter Kulturpflanzen mit großen unausgeschöpften Potentialen. Grundsätzlich könnte Afrika von einer solchen Strategie mehr profitieren als von der "Grünen Revolution" alten Stils.

5. Besonderheiten der afrikanischen Agrarverfassung

Afrika südlich der Sahara hatte bisher anderen Großregionen der Dritten Welt, insbesondere dem südasiatischen Raum, den Vorteil voraus, daß sein Boden noch nicht von einer komplizierten Hierarchie von Eigentumsrechten überlagert ist, die eine bestimmte Agrarstruktur zementieren und oft ohne revolutionäre Veränderungen der Gesamtgesellschaft kaum noch abgeändert werden können; Afrikas Boden war zumindest bis in die jüngste Vergangenheit, abgesehen von Äthiopien und Teilen Kenias, insofern noch "frei" verfügbar, als - in bestimmten Grenzen - jeder faktisch zum Besitzer eines Stück Landes werden konnte, der bereit war, es zu bebauen; Das Besitzrecht wurde und wird z.T. noch durch die tatsächliche Bebauung des Bodens temporär festgestellt, eine uralte Einrichtung, die den weitgehenden Zusammenbruch der alten Stammesverfassung überlebt hat. Zwar ist auch in Afrika der Boden "ansprüchig" in dem Sinne, daß jede Dorfgemeinschaft über ein mehr oder minder vage abgegrenztes Territorium verfügt, in dem normalerweise nur Mitglieder dieser Gemeinschaft Anbau treiben dürfen, doch in Gebieten mit ausreichenden Bodenreserven schließt dies den Zuzug von Dorf- bzw. Stammesfremden keineswegs aus, wenn diese mitunter auch gewissen Abgaben an die ansässige Dorfgemeinschaft zu leisten haben.

Dieser für das "alte" Schwarzafrika so bezeichnende relativ freie Zugang zur landwirtschaftlichen Nutzung des Bodens ist bzw. war einerseits Ausdruck der Tradition eines dünn besiedelten, nicht von agrarischen Hochkulturen geprägten Raumes mit seit altersher stark mobiler Bevölkerung, andererseits aber eine Folge der Notwendigkeit, das extensiv genutzte Land nach wenigen Jahren der Bebauung zu wechseln, da die natürliche Bodenfruchtbarkeit rasch aufgezehrt ist und Jahre zu ihrer Wiederherstellung braucht. Die im Verhältnis zur Bevölkerung im Überschuß vorhandene Bodenreserve samt der erwähnten Offenheit der

Agrarverfassung, die jedem Mitglied der Gemeinschaft grundsätzlich denselben Zutritt zum Boden nach Maßgabe seines Nahrungsmittelbedarfs gewährt, hatte im Verein mit der hohen Mobilität des ländlichen Afrikaners dazu geführt, daß trotz tendenziell sinkender Nahrungsmittelerzeugung sogar in den nicht extremen Dürregebieten keine echten Hungersnöte aufgetreten waren und die Bevölkerung in fast allen Teilen dieses Großraumes einen guternährten Eindruck machte. Gerade diese Chance, nach Erschöpfung eines Stück Landes immer wieder auf neuen Boden ausweichen zu können, sowie das Fehlen stabiler Besitzverhältnisse wirken jedoch der Bereitschaft zu einer intensiveren, pfleglicheren Nutzung des Bodens - soweit eine solche überhaupt möglich ist - entgegen; der immer schmaler werdende Existenzspielraum wird, da die Verschlechterung langfristig eintritt und im Gegensatz zu Asien akute Hungersnöte bis in die jüngste Vergangenheit ausblieben, von der bäuerlichen Bevölkerung subjektiv nicht bzw. nur unzulänglich wahrgenommen, wodurch auch die Motivation zur Änderung traditioneller Wirtschaftsweisen fehlt.

Obwohl also grundsätzlich immer noch die Mehrheit der ländlichen Afrikaner einen Nutzungsanspruch an Grund und Boden geltend machen kann, nimmt doch der Anteil der faktisch Landlosen auch dort zu. In vielen afrikanischen Dörfern leben inzwischen bereits "halbkapitalistische" Bauern, die Land zukaufen, in Betriebsverbesserungen investieren und Lohn-Arbeitskräfte beschäftigen. Die sich immer mehr ausbreitende Wanderarbeit, die überwiegend jüngere Männer betrifft, gefährdet in den Abwanderungsregionen traditionelle Agrarsysteme und belastet zusätzlich die Frauen, wie im 8. Abschnitt darzulegen sein wird.

Angesichts des ungebrochen hohen Bevölkerungswachstums und der durch Dürre und Desertifikation bedingten allmählichen Einengung des Agrarraumes von seiner Peripherie her wird zwangsläufig das Verhältnis zwischen Menschenzahl und Boden auch in Afrika immer ungünstiger; in einigen Regionen ist heute bereits das Stadium erreicht, in dem der überlieferte extensive Wanderfeldbau zur Wiederherstellung der Bodenfruchtbarkeit ein größeres Vielfaches der jährlichen Anbaufläche als Reserveland benötigen würde, als tatsächlich noch zur Verfügung steht, und andernorts ist dieser Zustand nicht mehr ferne. Berücksichtigt man dazu noch die Tatsache der in Afrika sehr unterschiedlichen Bodengüte - Flächen mit tiefgründigen, nährstoffreichen Bodenaufträgen sind infolge des hohen geologischen Alters der afrikanischen Landschaften im Schwarzen Kontinent weit spärlicher anzutreffen als etwa in Süd- und Ostasien -, so

tritt uns das Kardinalproblem des freien Wanderfeldbaus, sein hoher Bodenbedarf, klar vor Augen. Gleichzeitig offenbart sich aber auch die tiefere Problematik einer Agrarverfassung, die keinen dauerhaften Eigentumsanspruch an Grund und Boden kennt; sie öffnet zwar jedermann den Zugang zum Boden, da dieser jedoch grundsätzlich Gemeinbesitz bleibt und vom einzelnen Bebauern auch ständig gewechselt wird, entstehen weder Bereitschaft noch Fähigkeit, in diesen Boden zu investieren und auf diese Weise die Nachhaltigkeit der Nutzbarkeit einer bestimmten Fläche aktiv zu fördern. Europäische Agrarhistoriker haben in diesem Zusammenhang von der "Tragik der Allmende" gesprochen - jeder nimmt, keiner gibt.

Dieses Problem der Nachhaltigkeit betrifft den gesamten Tropenraum in stärkstem Maße; infolge einer engen Verzahnung bodenbiologischer, pflanzenbaulich-agrartechnischer und sozialökonomischer Faktoren gehört seine Lösung - sofern sie überhaupt in größerem Maßstab möglich ist - zu den schwierigsten, aber auch bedeutsamsten Aufgaben der heutigen Agrarförderung überhaupt, zumal wenn man bedenkt, daß Bevölkerungswachstum und Naturzerstörung durch ökologisch nicht mehr tragbare Extensivverfahren der "shifting cultivation" nur in Teilen Lateinamerikas noch ausgeprägter sind als hier. Hier müssen neue Agrarsysteme entwickelt werden, die der Tatsache Rechnung tragen, daß bloße Ausbeutung eines sich nur sehr langsam regenerierenden Reichtums der Natur die Ernährung der Menschen in diesen ausgedehnten Räumen nicht mehr sicherzustellen vermag.

Da die Erfahrungen mit "kapitalistischen" und "sozialistischen" Großbetrieben in Afrika ganz überwiegend enttäuschend verliefen, kann als sinnvolles Ziel der Agrarentwicklungspolitik allein die maßvoll und schrittweise modernisierte, auch für den einfachen Menschen noch überschaubar bleibende, typisch afrikanische bäuerliche Familienwirtschaft mit starker Betonung der Selbstversorgung und der Einheit von Besitzgröße und familiärer Arbeitskapazität sein. Die letztlich unvermeidliche und wohl auch entwicklungsnotwendige Individualisierung der Agrarverfassung sollte sehr behutsam erfolgen und nicht zu rasch durch Einführung grundbücherlich abgesicherter Eigentumstitel den bisherigen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Bodenbesitz und Bodenbearbeitung, eine der positivsten Erscheinungen im agrarischen Bild Afrikas, durchbrechen. Sozial schädliche Entartungen der Agrarverfassung, wie sie in Asien und Lateinamerika vorherrschen, also Latifundien neben Minifundien (Zwergwirtschaften), komplizierte Verpachtungs- und Unterverpachtungssysteme sowie

Landarbeiterbetriebe, die ein landloses ländliches Proletariat erzeugen, waren bisher in Schwarzafrika - von der entarteten feudalen Agrarverfassung Äthiopiens abgesehen - so gut wie unbekannt.

Die schrittweise Einschränkung des Wanderfeldbaus im Interesse des Bodenschutzes und der nachhaltigen Ernährungs- und Einkommenssicherung einer wachsenden Bevölkerung sollte daher im heutigen Afrika nicht bei spektakulären Rechtsakten zur Schaffung von Bodeneigentümern beginnen, sondern versuchen, den jeweils bearbeiteten Besitz als solchen zu stabilisieren, wodurch mit der Zeit faktisch ein eigentumsartiger Zustand entsteht, der langfristige Investitionen gestattet, ohne einen gefährlichen Bruch in der bodenrechtlichen und agrarsozialen Kontinuität heraufzubeschwören. Damit entwickelt sich allerdings auch in Schwarzafrika ganz zwangsläufig ein individuelles Erbrecht und in der Folge eine wachsende Schichte "nachgeborener" Kinder ohne Zugang zum Familiengut sowie zum längst aufgeteilten Stammesland - also letztlich ein landloses Proletariat. Um dadurch nicht die ohnedies bestehenden Entwurzelungstendenzen zu verstärken, sollten die dörflichen Selbsthilfeeinrichtungen der traditionellen Agrargesellschaften Afrikas mit allen Mitteln gestärkt werden, auch um Ansatzpunkte für notwendige Innovationen zu schaffen. Die Geberländer von Entwicklungshilfe bieten zwar Ausbau von Infrastruktur, Verbesserung von Kommunikationsnetzen, Wirtschaftsempfehlungen (meist basierend auf der neoklassischen Theorie) sowie technologische Verbesserungen. Was dagegen nur unzureichend berücksichtigt wurde und wird, sind die institutionellen und organisatorischen Voraussetzungen, damit entwicklungspolitische Faktorsubventionen und/oder Marktanreize zu den beabsichtigten Wohlfahrtseffekten führen. Das bisherige Vorgehen von Entwicklungshilfeorganisationen beruhte weitgehend auf dem Prinzip des tradierten Lernens, welches besagt, daß das, was irgendwo in der Welt funktionierte, auch in Afrika funktionieren müsse; aber die Erfahrung sollte mittlerweile gezeigt haben, daß dies ein Trugschluß ist. Die Übernahme technischen Fachwissens setzt nämlich die eine der jeweiligen Technologiestufe entsprechende organisatorische Strukturierung der Gesellschaft voraus, die es in den schwarzafrikanischen Ländern noch nicht oder erst ansatzweise gibt und die auch nicht von außen her geschaffen werden kann. "Vielmehr muß eine Zielgruppe in die Lage versetzt werden, aus sich heraus ohne Beeinflussung von außen und nur mit ihrem gemeinsamen Wissensstand alternative Lösungen für Probleme zu erzeugen,

zu selektieren und durchzuführen. Im Idealzustand ist dies der innovative Lernprozeß, der den afrikanischen Kleinbauern noch weitgehend bevorsteht." (H. Becker)

6. Probleme der Viehwirtschaft

Das viehwirtschaftliche Potential Schwarzafrikas wird in Anbetracht der ausgedehnten Savannengebiete zwischen Tropenwald und Sahel mit üppigem Graswuchs grundsätzlich oft als bedeutender angesehen als das pflanzenbauliche. Dies setzt allerdings voraus, daß es gelingt, das bisher von der Tsetsefliege verseuchte Gebiet nachhaltig zu sanieren (ökologisch aber sehr problematisch!) und außerdem die Verwendung des anfallenden Schlachtviehs so zu organisieren, daß für die Viehhalter ausreichende wirtschaftliche Anreize geschaffen werden. Im traditionellen Viehwirtschaftsgürtel des Sahel dürfte dagegen mit einem nachhaltigen Rückgang der Viehbestandsziffern zu rechnen sein, was durchaus auch im Interesse einer Regenerierung der dortigen Weideflächen liegt.

Unser Bild von der afrikanischen Viehwirtschaft wurde vorrangig vom großen Viehsterben im westafrikanischen Sahelgebiet in den 70er Jahren sowie neuerdings von ähnlichen Krisenerscheinungen in Äthiopien und im Sudan geprägt. Die eigentliche Ursache für diese unbestreitbare Dauerkrise der Viehhaltung, insbesondere der wirtschaftlich bedeutsamsten Rinderhaltung, ist allerdings nicht (primär) in "Klimakatastrophen", sondern im Haltungssystem selbst begründet. Sowohl die halbnomadische ("transhumante") als auch die bäuerlich-"seßhafte" Viehhaltung leiden nämlich unter dem Problem eines im Verhältnis zur verfügbaren Naturweide viel zu hohen Viehbesatzes, der trotz "normaler" jährlicher Verluste in der Trockenzeit von 25 % des Bestandes immer noch zunimmt und zu einer fortschreitenden Degradation des Weidelandes führt, das sich in den kurzen Regenzeiten von Jahr zu Jahr immer schlechter erholt. Die Rinderbesatzdichte betrug Anfang der 70er Jahre in Mauretanien, das fast nur aus Wüste und Halbwüste besteht, 250 Stück je 100 Einwohner, im Tschad 172, in Niger 121, in Mali 100 und in Burkina Faso 44 (trotzdem entfiel dort immer noch ca. ein Rind auf 10 ha "Weideland"), dagegen in den südlich angrenzenden westafrikanischen Staaten lediglich 6 bis 18 Rinder pro 100 Einwohner.

Die ständige Ausdehnung der Rinderbestände ist einerseits in der wirtschaftlich unsinnigen Einstellung der Nomaden und Bauern zu ihrem Vieh, andererseits aber auch in bestimmten bisherigen Formen der technischen Hilfe

begründet. Die rinderhaltende Bevölkerung der Sahelzone betrachtet ihre Herden nicht als Produktionskapital, das einen jährlichen Ertrag abzuwerfen hat, sondern als Ausdruck von Reichtum und Prestige: je größer die Herde, desto angesehener der Besitzer (bzw. seine Sippe). Außerdem sind Rinder ein wichtiges Tauschmittel, das besonders beim Frauenkauf eine bedeutende Rolle spielt. Daher wachsen die Rinderbestände mindestens im selben Tempo wie die Bevölkerung, nämlich langfristig um 2 - 3 % jährlich - in Anbetracht der bereits gegebenen Überbeanspruchung des Weidelandes ein auf die Dauer selbst unter günstigen klimatischen Bedingungen untragbarer Zustand. Die technische Hilfe hat dieser Tendenz zur Aufstockung der Herden insofern Vorschub geleistet, als sie ein Teilsymptom der Gesamtkrise, den Wassermangel, durch das Schlagen zahlreicher neuer Tiefbrunnen zu beheben suchte, wodurch die Haltung zu großer, unproduktiver Herden auf einer unzulänglichen Futterbasis weiteren Auftrieb erhielt. Da Tiere rascher verdursten als verhungern, wurde das Unglück auf diese Weise einerseits hinausgezögert, andererseits verschärft.

Besonders ausgeprägt ist das Problem der ruinösen Überweidung bei der bäuerlich-"seßhaften" Viehhaltung, die - im Gegensatz zur Viehhaltung der Nomaden und Halbnomaden, die in gewissem Maß die gebietsweisen Unterschiede im Wachstum der Weidevegetation berücksichtigt - ihre Herden ständig im Umkreis der Dörfer hält, sodaß sich das Weideland überhaupt nicht erholen kann und die Futterverhältnisse sich besonders rasch verschlechtern (wenn auch andererseits bei den Bauern etwas Hirsestroh zur Verfügung steht). Durch entsprechende Vorratshaltung könnte hier die Situation sicher verbessert werden - vor allem während der Regenzeit müßte das im Überfluß vorhandene Gras für die Trockenzeit konserviert (siliert) werden, eine Heubereitung läßt das Klima in der Regenzeit nicht zu, und nach deren Beendigung ist das Gras hart und ungenießbar. Eine andere, heute mit Recht favorisierte Lösung ist die Pflanzung von Futterbäumen im Rahmen von Agroforestry.

Die gesamte viehwirtschaftliche Problematik der Sahelzone verdichtet sich indessen im Absatzverhalten und in der Marktsituation. Da die viehzüchtende Bevölkerung, wie erwähnt, ihre Herden an sich als stehenden Reichtum betrachtet und überdies wegen der regelmäßigen hohen Tierverluste in der Trockenzeit deren Hauptursache - Überbestockung und falsche Weidetechnik - nicht erkennt, an möglichst hohen Bestandsziffern interessiert ist, findet kein regelmäßiger Abverkauf des Zuwachses statt, sondern man ist bestrebt, den gesamten Bestand von einer Weideperiode zur

anderen durchzuziehen bzw. durchzuhungern, also jedes Tier so lange wie möglich am Leben zu halten. Statt zumindest den Großteil der männlichen Tiere gegen Ende der futterwüchsigen Jahreszeit, also etwa im Dezember oder Jänner, wenn sich das Vieh noch in gutem Futterzustand befindet, die Zuwachseleistung aber bereits zurückgeht, auf den Markt zu bringen und das gesamte verbleibende Futter dem für die Reproduktion erforderlichen Teil der Herde, also vor allem den jüngeren Kühen und Kalbinnen, den Kälbern und dem Jungvieh, vorzubehalten, machen ausgewachsene, längst schlachtreife Ochsen und Stiere den Kühen und Jungtieren während der gesamten, sechs bis neun Monate währenden Dürrezeit das immer kärglicher werdende Futter streitig und erreichen schließlich meist den Anschluß an die nächste futterwüchsige Periode, allerdings unter weitgehendem Verlust des Fleischzuwachses der vergangenen Weidesaison.

Was dann gegen Ende der Trockenperiode zwangsläufig doch auf die Viehmärkte gelangt, sind in der Regel völlig ausgemergelte, ältere Tiere, die unmittelbar vor dem Zusammenbruch stehen und wegen der elenden Fleisch- und Hautqualität (Dasselfliege) sowie des stoßweisen Überangebots zu Schleuderpreisen abgegeben werden müssen. Den Zuwachs der feuchten Jahresperiode erntet somit nicht der Mensch, sondern die Dürre; nur der unerhörten Genügsamkeit und Widerstandskraft des Sahelrindes ist es zu danken, daß die Bestände trotzdem immer noch zunehmen. Manche Experten bezeichnen die jährlichen Tierverluste durch die Dürre geradezu als ein Glück, da nur auf diese Weise eine totale Katastrophe verhindert werde - dies allerdings um den Preis gigantischer wirtschaftlicher Verluste.

Die afrikanischen Weidegebiete leiden jedoch nicht nur unter der "Boomanie" (Rinderwahn) vieler Tierhalter, die ihre Herden immer noch als Thesaurierungsmittel (pecunia) ge- oder mißbrauchen, sondern mindestens ebenso sehr unter Marktverhältnissen, die Qualität überhaupt nicht honorieren, eine Totvermarktung verunmöglichen und damit eine rationelle Viehverwertung praktisch ausschließen. Das Haupthindernis stellt die große Entfernung - im Sahel im Durchschnitt 1.500 km - zu den Exporthäfen an der westafrikanischen Küste, praktisch dem einzigen Zugang der Sahel-Länder zum Weltmarkt, dar. (Am Afrikanischen Horn erscheinen die Vermarktungschancen etwas günstiger.) In Anbetracht dieser Entfernung und der völlig unzulänglichen Verkehrs-Infrastruktur sind die Transportkosten sehr hoch, sodaß das Vieh so weit wie möglich in die im Süden angrenzenden Nachbarländer getrieben wird, wo es verständlicherweise in elender Verfassung ankommt und trotz des relativen Fleischmangels in diesen

Ländern nur schlechte Preise erzielt. Bei dem krassen Mißverhältnis zwischen den Erlösen für pflanzliche und tierische Erzeugnisse ist jedenfalls an eine Intensivierung der Futtererzeugung durch Handelsdüngereinsatz und künstliche Bewässerung nicht zu denken; jedes derartige Schauprojekt geht an der ökonomischen Realität der Sahel-Länder vorbei.

Um die Produktivität der Rinderhaltung in diesem Raum voranzutreiben, erscheint gleichlaufend mit der Änderung der Einstellung der viehhaltenden Bevölkerung zum wirtschaftlichen Wert ihrer Herde die Schaffung eines Marktes für Rindfleisch höherer Qualität unerlässlich. Der Export von hygienisch einwandfreiem Gefrierfleisch würde, abgesehen von den zuvor zu lösenden immensen veterinärmedizinischen Schwierigkeiten (wie soll man in einem riesigen Raum, in dem die Herden ständig auf der Wandschaft sind, eine wirkungsvolle Bekämpfung epidemischer Seuchen durchführen?) sowie der Notwendigkeit zur Schaffung von hochmodernen Schlachthanlagen, eine geschlossene Kühlkette von der Sahelzone bis zum Importland erfordern, Anforderungen, die wenigstens derzeit technisch und wirtschaftlich kaum zu erfüllen wären. Aussichtsreicher erscheint die Fleischverarbeitung an Ort und Stelle zu Corned Beef, Wurstwaren und eventuell von Fertiggerichten (Gulyas); Beratung und Investitionen auf diesem Sektor würden vermutlich eine nützlichere Hilfe an die Sahel-Länder darstellen als das Schlagen Tausender neuer Brunnen, die nur das Durchhungern wirtschaftlich wertloser Riesenherden erleichtern und der Weidedegradation weiter Vorschub leisten. Erst wenn auf solche Weise ein echter, d.h. zahlungsfähiger Markt für Qualitätsrindfleisch geschaffen würde, könnte man wirtschaftlich abgesichert darangehen, das derzeitige unzulängliche Rinderhaltungssystem auf der Basis des Regenfutterbaus und einer Selektion aus einheimischen Rassen (europäische Rinder sind hier völlig fehl am Platz) schrittweise zu verbessern. Dies ist freilich eine komplizierte, vielschichtige Aufgabe, die ebenso sehr sozialökonomische und -psychologische wie ökologische, weidwirtschaftliche und tierzüchterische Aspekte aufweist. Von einzelnen Pionieren wurden versuchsweise bereits sehr interessante Schritte unternommen, wobei - entgegen einer in den Industrieländern weit verbreiteten Annahme - die Einkreuzung euro-amerikanischer Intensivrassen keine Rolle spielt: Das Leistungspotential der hervorragend angepaßten einheimischen Schläge ist selbst unter völligem Verzicht auf Silage und (viel zu teure) importierte Kraftfuttermittel erstaunlich. Durch sorgfältige Selektion und Kreuzung bodenständiger Rassen untereinander gelingt es, ein genetisches Fleischleistungspotential zu

schaffen, das unter den gegebenen Umweltbedingungen bestens entspricht. Wenn aber schon Einkreuzung, dann nicht holländisches Schwarzbuntes, sondern Zebus und Pinzgauer!

7. Die Krise der Trockengebiete

Betrachtet man zusammenfassend die nunmehr akute Krise der afrikanischen Trockengebiete und versucht, den tieferen Ursachen der Mensch und Tier gleichermaßen hinwegraffenden Hungerkatastrophen nachzuspüren, gelangt man zu einer Liste von klimatisch-ökologischen, sozialökonomischen und politischen Einflußfaktoren, die aufs engste miteinander verflochten sind, wobei den klimatisch-ökologischen Faktoren allerdings eher nur eine Auslöserrolle zukommt. Die Dürre ist in Afrika ein alter Vertrauter und wird erst dann katastrophenträchtig, wenn die Anpassung des Menschen an die durch sie gesetzten Zwänge durch Bevölkerungswachstum, sozialökonomischen Strukturwandel und politische Zwänge erschwert oder verunmöglicht wird. Ist letzteres der Fall, wirken diese Sekundärfaktoren verschärfend auf das ökologische Problem zurück und machen es schließlich unlösbar. Wenn also beispielsweise Hirtenvölker ihre Tierbestände übermäßig aufstocken, durch Einengung ihres Lebensraumes - Vordringen des Feldbaus, politische Grenzziehungen - der Dürre nicht mehr ausweichen können oder zur Halbseßhaftigkeit genötigt werden, was im Gegensatz zur nomadischen Weidewirtschaft die Standweide zur Folge hat, werden die Weideflächen in der Dürre nicht mehr entsprechend entlastet, sondern völlig zerstört. Sie können sich daher nach Wiedereinsetzen von Regenfällen auch nicht mehr richtig erholen. Damit wird die normalerweise nur periodische Misere zur endgültigen Katastrophe.

Obwohl absolut immer noch sehr dünn besiedelt, scheint die Tragfähigkeit in ausgedehnten Gebieten Afrikas in Anbetracht der schwierigen ökologischen Verhältnisse mit extensiven, meist nicht nachhaltigen Agrarsystemen dennoch bereits überschritten zu sein, sodaß Afrika südlich der Sahara in den beiden Trockengürteln nördlich und südlich der Feuchttropen bereits als erheblich überbevölkert gelten muß. Dabei sind dort die Bevölkerungswachstumsraten mit 3 bis 4 % jährlich die höchsten der Welt. Immer mehr Menschen stoßen in einem durch nationale Grenzen eingegengten Raum auf eine abnehmende standörtliche Tragfähigkeit des Agrar- und Weidewirtschaftsraumes. Die willkürlichen staatlichen Grenzziehungen im heutigen Afrika zerschneiden nicht nur Stammesgebiete, sondern trennen auch wichtige ökologische Ergänzungsräume. Während die

Bevölkerung früher bei regional auftretender Dürre ungehindert auszuweichen vermochte, ist sie heute bei einer wesentlich höheren Bevölkerungsdichte dazu nicht mehr in der Lage. Es kommt dadurch zu agrar- und weidewirtschaftlichen Übernutzungen einzelner Standorte und Ökosysteme, die sich nach Dürreperioden nicht mehr regenerieren können; Desertifikation, vom Menschen verursachte Wüstenbildung, greift rasch um sich.

Dazu kommt, daß die politisch-administrativen Qualitäten der meisten schwarzafrikanischen Regierungen gering und den schwierigen Aufgaben besonders im Bereich der Agrar-, Ernährungs- und Umweltpolitik überhaupt nicht gewachsen sind. Neben der beschriebenen miserablen Rindermarktsituation und der unbestreitbaren "Boomanie" afrikanischer Hirtenvölker verschärft die teilweise Seßhaftigkeit von Nomaden die Belastung der weidewirtschaftlichen Ökosysteme durch Überstockung entscheidend; dasselbe gilt für das Schlagen neuer Brunnen. Großangelegte Tsetse-Bekämpfungsprogramme werden die Viehhaltung und damit die afrikanische Ökokatastrophe auch auf bisher noch einigermaßen intakte Gebiete ausweiten. Daß es tatsächlich nur die einseitige Überweidung durch Rinder, Schafe und Ziegen und nicht die Trockenheit als solche ist, lehrt eindrucksvoll ein Vergleich "normaler" Weideflächen mit benachbarten Wildparks, von denen das Vieh ferngehalten wird, oder aber - noch imponierender - die einfache Einzäunung einer Parzelle.

Betrachtet man die Vielfalt und Verwobenheit der dargestellten Zusammenhänge, vor allem auch ihre demographische und politische Dimension, wird man kaum auf einfache Lösungen hoffen, zumal der ernste politische Wille hierzu eigentlich nirgends festzustellen ist.

8. Der Mensch in der afrikanischen Landwirtschaft

Der afrikanische Kontinent dürfte noch um die Jahrhundertwende nur zwischen 100 und 150 Mio. Einwohner gezählt haben. Um 1970 waren es 357 Mio., und für 1984 schätzte man die gesamte Bevölkerungszahl auf 537 Mio., also um nahezu 200 Mio. mehr als 15 Jahre zuvor; das entspricht einer durchschnittlichen jährlichen Zuwachsrate von ca. 15 Mio.! Schwarzafrika ist nicht nur die Großregion der Dritten Welt mit der höchsten relativen jährlichen Bevölkerungszuwachsrate (2,5 - 3,5 %, in einzelnen Ländern bis 4 %, während die Zuwachsraten der asiatischen Entwicklungsländer unter 2 % liegen); es ist überdies die einzige Großregion, in der die relativen Zuwachsraten nicht sinken, sondern sogar steigen. Die Weltbank vertritt die

Ansicht, es sei aus zwei Gründen kaum zu erwarten, daß es in den Ländern Afrikas südlich der Sahara insgesamt zu einem Absinken der Fruchtbarkeit kommen wird: einerseits weist Afrika eine niedrige Allgemeinbildung (speziell bei Mädchen), eine hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit und einen geringen Verstädterungsgrad auf; dies alles deutet darauf hin, daß die bestehenden Fertilitätsraten bis ins nächste Jahrhundert fortbestehen werden. Zweitens ist es durchaus möglich, daß sich die durchschnittliche Fruchtbarkeitsrate in den nächsten 20 Jahren sogar erhöhen wird, da die Zeugungsfähigkeit in Afrika bisher durch den schlechten Gesundheitszustand der Bevölkerung beeinträchtigt worden sei, was sich inzwischen bessere und außerdem traditionelle Geburtenkontrollmethoden der Stammesbevölkerung allmählich wegfallen. Nicht zuletzt infolge der hohen Säuglingssterblichkeit, die (übrigens psychologisch ganz ähnlich wie bei den Rinderbeständen!) im Bewußtsein der Menschen ständig überkompensiert werden muß, besteht in der afrikanischen Bevölkerung - wiederum im Gegensatz zu Asien - kaum Verständnis, geschweige denn aktives Interesse für Familienplanungsprogramme, und dies scheint auch für die Mehrheit der nationalen Regierungen zu gelten. Daß 2,5 - 3,5 % jährliches Wachstum jeweils zu einer Bevölkerungsverdoppelung in 30 - 40 Jahren führen und in absoluten Werten bei 500 Mio. Menschen doppelt so viel bedeuten wie bei 250 Mio., ist eine mathematische Binsenweisheit, die aber beim Jonglieren mit Relativzahlen mitunter übersehen wird: Der absolute Zuwachs, auf den es in der Praxis allein ankommt, hängt entscheidend von der Ausgangsbasis ab und kann daher sogar bei relativ sinkenden Zuwachsraten noch durchaus zunehmen (das gilt z.B. auch für Asien).

Die Hungerkrisen der letzten Jahre haben das afrikanische Bevölkerungswachstum überhaupt nicht eingedämmt, nicht einmal in den unmittelbar betroffenen Ländern: Äthiopiens Bevölkerung nahm z.B. von 1983 auf 1984 um mehr als eine halbe Million zu.

Dieses konstant hohe Bevölkerungswachstum ist auch in Zusammenhang mit der hohen Agrarquote zu sehen, die 1984 für Afrika insgesamt noch auf 63 % geschätzt wurde, zwar um knapp 10 %-Punkte weniger als 1970, aber um 20 %-Punkte mehr als im Welt-Durchschnitt (43 %) und um 8 %-Punkte mehr als in Asien (55 %). In Schwarzafrika allein liegt die Agrarquote sogar noch um ca. 10 %-Punkte höher und übersteigt in zahlreichen Ländern 80 % (im vergleichsweise hochentwickelten Kenia liegt sie bei 75 %). Die städtische Bevölkerung nimmt zwar weit überproportional zu, doch gilt dies insbesondere für die wenigen, meist küstennahen Großstädte, und insgesamt

erreicht die städtische Bevölkerung erst 20 - 30 %.

Der typische Schwarzafrikaner ist also immer noch ein ländlicher, mit Selbstversorgungslandwirtschaft verbundener Mensch, und er ist ein Mensch, der in einer Dorf- und Stammesgemeinschaft lebt. Das "Aus" für die afrikanische Stammesgesellschaft wurde ohne Zweifel zu früh geblasen; der Wunsch der "nation-builders" in den Nachfolgestaaten der europäischen Kolonialreiche mag dabei oft Vater des Gedankens gewesen sein. Wer sich nicht auf die ideologisch gefärbten Äußerungen der sich selbst (bzw. in Wirklichkeit eben oft den eigenen Stamm!) als "staatstragend" bezeichnenden Eliten, sondern auf die gesellschaftliche Wirklichkeit konzentriert, wird zur Feststellung gelangen, daß weder Staatsbildung noch Verstädterung das Prinzip der Stammesbindung geschwächt haben; sie hat als Solidargemeinschaft von Abwanderern und als politischer Kristallisationskern z.T. sogar neue Funktionen hinzugewonnen, deren positiver Lebenswert kaum überschätzt werden kann.

Eine entwicklungspolitische Betrachtungsweise geht an entscheidenden Faktoren vorbei, wenn sie nicht versucht, tiefer in Gesellschaftssystem, Persönlichkeitsstruktur und Psychodynamik des Afrikaners hineinzuleuchten. Jeder Entwicklungspolitiker, der nicht infolge einer rein technokratischen Einstellung zu seiner Aufgabe "sozialblind" ist, stößt alsbald auf sozialpsychologische und -kulturelle Gegebenheiten, die sich im Hinblick auf ein bestimmtes "Entwicklungsziel" als fördernd oder hemmend erweisen. Ausdrücklich sei hervorgehoben, daß mit dieser Feststellung über den menschlichen Wert dieser psychosozialen Faktoren als solcher überhaupt nichts ausgesagt ist.

Dabei genügt es nicht, vage von einer "Mentalität" wie von einer Letztgegebenheit zu sprechen; dies führt nämlich zwangsläufig zum Fatalismus (gerade frustrierte Technokraten erliegen leicht dieser Versuchung). "Mentalitäten" haben ihre erkennbaren Strukturen, sie beruhen auf einem bestimmten Gefüge von Motiven, Wertungen und Erwartungen, die grundsätzlich der psychosozialen Analyse und dem menschlichen Verständnis zugänglich sind.

Die immer noch ausgeprägte Offenheit der traditionellen afrikanischen Agrarverfassung, welche bisher die Sklerotisierung vieler asiatischer Agrarsysteme zu vermeiden vermochte, hat durch ihre Wirkung auf grundlegende menschliche Einstellungen auch ihre Nachteile. Zunächst erweist sich das verhältnismäßig große Angebot an potentielltem Agrarboden, das in den meisten schwarzafrikanischen Ländern auch heute

noch besteht (subjektiv allerdings weit überschätzt wird!), als einer nachhaltigen Intensivierung der Landwirtschaft hinderlich: Warum Mühe und Kapital in ein Stück Land investieren, wenn gleich daneben mit geringem Aufwand in altgewohnter Weise unter Einsatz des beliebten Buschfeuers ein neues Stück urbar gemacht werden kann? Der afrikanische Mensch ist räumlich ausgesprochen mobil, trotz Staatsgrenzen gehört ihm irgendwie noch sein ganzer riesiger Kontinent, und diese Mobilität gilt auch für seinen Feldbau. Vielleicht ist ein gewisser Bevölkerungsdruck auf den knapp werdenden Boden tatsächlich eine gewisse Voraussetzung für die Bereitschaft zur Intensivierung, wie Boserup meinte. Die Beratungsarbeit, die sich eine schrittweise Hebung des Bewirtschaftungsniveaus zum Ziel setzt, stieß in Schwarzafrika allenthalben auf das Problem, daß der bäuerliche Mensch seine Existenz meist noch im Rahmen der altgewohnten, legeren Wirtschaftsform gesichert sah und daher subjektiv keinerlei Notwendigkeit empfand, das bisherige System zu Gunsten eines zwar ergiebigeren, aber auch anspruchsvolleren aufzugeben. Nicht mangelnde Intelligenz, sondern mangelnder Situationsdruck dürfte für den "Konservativismus" der meisten einheimischen Bauern Schwarzafrikas ausschlaggebend sein, verbunden freilich mit den oben dargestellten fehlenden Anreizen und dem Mangel an entscheidenden objektiven Voraussetzungen für eine Intensivierungsstrategie.

Die ausgeprägte Gruppengebundenheit des Afrikaners ersetzt zwar einerseits die am Land völlig fehlende, auch viel zu kostspielige Sozialversicherung, zwingt indessen andererseits den Tüchtigen, den Ertrag seines Fleißes mit sämtlichen Sippenmitgliedern zu teilen; daß dies keine besondere Leistungsmotivation bedeutet, läßt sich denken. Der besonders Fortschrittliche, der etwa als erster in seinem Dorf eine Neuerung einführt, gerät aber auch in Gefahr, sich zu isolieren und sich ernsten Sanktionen seitens der Gruppe und insbesondere der traditionellen Autoritäten auszusetzen. Bezeichnenderweise sind fortschrittliche Bauern, die unkonventionelle Methoden in ihren Betrieb einführen möchten, bestrebt, sich außerhalb ihres Heimatdorfes oder sogar weit entfernt von diesem auf Neuland anzusiedeln, um sich auf diese Weise dem ständigen sozialen Druck sowie den Ansprüchen ihrer Verwandten zu entziehen.

Angebot, Reproduktion und Produktivität der einheimischen Arbeitskräfte beruhen auf verschiedenen Faktoren, wie Fruchtbarkeits- und Sterblichkeitsraten, Ernährungs- und Gesundheitszustand sowie dem zunehmenden Konkurrenzverhältnis zwischen landwirtschaftlicher und

außerlandwirtschaftlicher Arbeit. Im subsistenzorientierten afrikanischen Agrarsystem sind Größe und Zusammensetzung der Haushaltsgruppe für das Arbeitsangebot ausschlaggebend; dazu kommt die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Die Methoden der Rekrutierung von Lohnarbeit innerhalb dieses traditionellen Systems sind vielschichtig, die Löhne selbst nicht leicht zu beurteilen; Geld- und Naturallohne sowie Kombinationen beider kommen vor. Die Arbeitskräfte sind kaum spezialisiert, der Wechsel zwischen landwirtschaftlicher und nichtlandwirtschaftlicher Arbeit weit verbreitet, meist verbunden mit saisonalen Land-Stadt-Wanderungen. Saisonal kann es in der Landwirtschaft durchaus zu Arbeitskraftverknappungen kommen, ein weiteres Hemmnis für die Einführung anspruchsvoller Kulturen.

"Entwicklungsnennend" - zumindest beim bisherigen Entwicklungsansatz - erscheint ferner die Tatsache, daß ein Großteil des traditionellen afrikanischen Feldbaus in den Händen von Frauen liegt. Die afrikanische Bäuerin zeigt zwar einen bewunderungswürdigen Fleiß, sie war in der Vergangenheit landwirtschaftlich ausgesprochen erfinderisch, und sie verfügt auch sozial oft über eine einflußreiche Stellung. Leider wird sie bisher von den institutionalisierten Überträgern des "Fortschritts" noch schwerer erreicht als der Mann - Frauenberatungsdienste sind bisher in Afrika noch kaum eingerichtet worden, und so bleibt die Bäuerin einer zwar in der Vergangenheit bewährten, jedoch wenig entwicklungsfähigen Tradition verhaftet. Die nachteiligen Auswirkungen zeigen sich insbesondere im Ernährungsstandard sowie in den Gesundheitsverhältnissen. Der Fleiß Afrikas liegt in seinen Frauen. Die Männer zeigen nicht selten geradezu "drohnenhafte" Verhaltensweisen (indem sie etwa die Verantwortung für die von ihnen gezeugten Kinder ausschließlich den Müttern überlassen), eine negative Begleiterscheinung der noch in Resten "matriarchalischen" Strukturen der ländlichen Gesellschaft Afrikas, die in vieler Beziehung auch positiv zu beurteilen ist, zumal wenn man sich endlich bereitfindet, die Afrikanerinnen ernstlich als "entwicklungswürdige" Menschengruppe zu behandeln.

Nun hat die zentrale Rolle der Frau in der agrarischen Eingeborenenwirtschaft Afrikas durchaus Tradition. Die Landwirtschaft wurde vermutlich in der mittleren Steinzeit von Frauen als Hackbau erfunden; der Mann wuchs erst allmählich in dieses ihm ursprünglich fremde "Gewerbe" hinein, und in vielen Stammesgesellschaften (gerade auch Afrikas) ist diese Integration bis heute unvollständig geblieben. Erst die

Pflugkultur wies auch dem Mann eine zentrale Rolle als "Bauer" zu; doch in Schwarzafrika wurde das pflugkulturelle Stadium in den meisten eingeborenen Agrargesellschaften bis heute nicht erreicht bzw. geht man erst neuerdings daran, es durch "Ochsenprogramme" herbeizuführen. Die agrarische Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau ist im traditionellen Afrika meist sehr ausgeprägt; dabei fallen den Männern bestimmte periodisch anfallende Schwerarbeiten zu (wie insbesondere das Roden und Umbrechen von Brachland), während die eigentliche, "kunstreiche" Arbeit des Anbauens, Pflegens und Erntens Frauensache - und auch Stolz der Frauen - ist. Wo Frauen am Werk sind, gewinnt die Landbewirtschaftung oft gartenbauliche Intensität, und einige der ingeniosesten afrikanischen Anbausysteme - wie etwa die oberkamerunische Schwelkultur - sind ausgesprochene Frauensache. Den Frauen gehört auch der Ertrag dieser Felder, sie sichern damit die Ernährung der Familien, und der Erlös aus den am lokalen Markt verkauften Überschüssen ist ihr ganz persönliches "Körpergeld", über das in Afrika kein Mann Verfügungsrechte hat.

Während aber bis vor wenigen Jahrzehnten der weltweit vorherrschende Trend ein zunehmendes "Hineinwachsen" der Männer in die landwirtschaftliche Arbeit zu sein schien, scheint sich unter dem Einfluß von Industrialisierung, Wanderarbeit und einkommensmäßiger Unterbewertung der Landarbeit das Blatt wieder zu wenden: Die mobileren Männer verlassen Land und Landwirtschaft zumindest periodisch und überlassen es (wieder) den Frauen, für die unmittelbare Ernährungssicherung zu sorgen. Das trifft in den Industrieländern des Westens und Ostens auf die große Gruppe der Nebenerwerbsbetriebe bzw. der persönlichen Hauswirtschaften zu, es gilt für den Großteil des Agrarsektors in Problemgebieten mit saisonaler Arbeitswanderung der Männer (die Italiener sprechen in diesem Zusammenhang direkt von einer "feminizzazione", also "Verweiblichung", der Landwirtschaft des Mezzogiorno), und es gilt schließlich in sehr ausgeprägter Weise für die kleinbäuerliche Landwirtschaft der Dritten Welt, wo das physische Überleben der Familien in einem Ausmaß vom Arbeitseinsatz der Frauen abhängt, das in krassem Widerspruch zur schwachen gesellschaftlichen Stellung dieser Frauen steht: Die Landbewirtschaftung als das am wenigsten lukrative, am wenigsten angesehene, dagegen mit der meisten täglichen Arbeit verbundene "Gewerbe" wird denjenigen Menschen überlassen, die sich ihr auf Grund ihrer familiären Verpflichtung nicht entziehen können. FAO und ILO haben nachgewiesen, daß die Frauen in der traditionellen Kleinbauernwirtschaft

wesentlich mehr sowohl zur unmittelbar familiären Ernährungssicherung als auch zu den Familieneinkünften beitragen, als dies im gesellschaftlichen Bewußtsein und den allgemeinen Wirtschaftsstatistiken zum Ausdruck kommt. Dies trifft auch dort zu, wo die Männer zwar in der Landwirtschaft tätig bleiben, diese sich aber "dualisiert": In diesem Fall konzentrieren sich die Männer häufig auf den "modernen", marktorientierten Sektor, während den Frauen der traditionelle, ernährungsbezogene Sektor verbleibt - oft unter erschwerten Bedingungen.

Afrikanerinnen wie andere Frauen der Dritten Welt leisten in dieser schwierigen Rolle oft Erstaunliches; doch sie können günstigstenfalls das traditionelle System recht und schlecht aufrechterhalten; zu seiner Leistungssteigerung und Weiterentwicklung fehlen ihnen die Voraussetzungen - Zeit, Kenntnisse, Befugnisse, finanzielle Mittel (Kreditzugang). (In Malawi werden beispielsweise 28 % der bäuerlichen Betriebe von Frauen geführt, aber die ländlichen Kreditgruppen bestehen ausschließlich aus Männern und vergeben ihre Kredite auch nur an Männer.) Diese Tendenz zur Wanderarbeit der Männer einerseits, zur Dualisierung der Landwirtschaft andererseits erscheint nun in Afrika besonders ausgeprägt. Damit aber ist die Weiterentwicklung des traditionellen Agrarsystems blockiert, es "degradiert" zur Frauensache, sein Leistungsniveau verringert sich. Das wiederum scheint die Vorurteile der Behörden gegen die traditionelle Landwirtschaft zu rechtfertigen, diese findet keine Unterstützung - der Teufelskreis schließt sich. Solche Prozesse und Zusammenhänge können entwicklungspolitisch gar nicht stark genug beachtet werden. Hier besteht ein unmittelbarer Zusammenhang mit der Tatsache, daß sich der produktionstechnische Fortschritt in Afrika in Gebieten mit "dualisierter" kleinbäuerlicher Landwirtschaft in aller Regel auf die "cash crops" beschränkt, die nur selten einen Beitrag zur inländischen Ernährungssicherung leisten. Die Nahrungsmittelproduktion erfolgt dagegen in der Masse der bäuerlichen Subsistenzwirtschaften marktfremd in traditionellen Geleisen durch Frauen und entzieht sich weitgehend dem Fortschritt.

In der afrikanischen Landwirtschaft gibt es inzwischen nicht nur eine ökologische, sondern auch eine menschliche Krise, die der in der bäuerlichen Wirtschaft der Industrieländer in nichts nachsteht, allerdings mit dem entscheidenden Unterschied, daß sie unmittelbare Auswirkungen auf die Leistungsfähigkeit der einheimischen afrikanischen Agrarsysteme sowie auf die gesamte Agrarproduktion und die elementare Ernährungssicherung hat.

Literatur

- Africa in economic crisis, J. Ravenhill (Ed.), Basingstoke, London, MacMillan 1986.
- African experiences with rural development ... Washington D.C., Int. Bank for Reconstruction & Devt. 1975 ("IBRD Bank Staff Workg. Pap. 195).
- Agrarian policies and rural poverty in Africa. Dh. Ghai & S. Radwan (Eds.), Geneva, Int. Lab. Off. 1983 (= A WEP Study).
- Agricultural change in tropical Africa, Ithaca, N.Y., Cornell Univ. 1979.
- Agricultural development in the Third World, C. K. Eicher & J. M. Staatz (Eds.), Baltimore, Hopkins 1984 (= The Johns Hopkins Studies in Devt.).
- Agroforstwirtschaft in den Tropen und Subtropen. Aktualisierung und Orientierung der Forschungsaktivitäten in der BRD, Feldafing, Deutsche Stiftung für int. Entwicklung, DSE 1985.
- Aid for the development of irrigation. Ed.: I. D. Carruthers. Paris, OECD 1983.
- Bänziger, A., Die Saat der Dürre. Afrika in den 80er Jahren. Bornheim-Merten, Lamuv 1986.
- Becker, H., Verminderung von Ernährungskrisen durch Aufbau innovativer Organisationen in traditionellen Agrargesellschaften südlich der Sahara. Braunschweig, Bundesforschungsanstalt für Landwirtschaft 1985.
- Boserup, E., The conditions of agricultural growth. The econ. of agr. change under population pressure, London, Allen & Unwin 1965.
- Braumann, R., Afrika wird totgefüttert. Plädoyer für eine neue Entwicklungspolitik. Hamburg, Rasch u. Röhring 1986 (= E. Natur-Buch).
- Dorfentwicklung durch kombinierte Technologien. Wien, Inst. für int. Zusammenarbeit IIZ 1986 (= IIZ-Reihe "Zum Thema", Sonderheft 2).
- Famine of Africa. Situation, cause, prevention, control, Rome, FAO 1982.
- Fischer, G. et al., Agricultural perspectives in the Tsetse-infested areas in Africa, Laxenburg, Int. Inst. for Applied Systems Analysis 1985.
- Hunt, D., The impending crisis in Kenya - the case for land reform, Aldershot, Hamps., Gower 1984.
- Imfeld, A., Hunger und Hilfe. Profokationen, Zürich, Unionsverlag 1985.
- Integrierte ländliche Entwicklung - Theorie, Konzepte, Erfahrungen, Programme, Beiträge v. Th. Dams u.a., Hamburg, Weltarchiv 1985 (= Studien zur integr. ländl. Entwicklung, 16).
- Kotschi, J. u. R. Adelhelm, Standortgerechte Landwirtschaft zur Entwicklung kleinbäuerlicher Betriebe in den Tropen und Subtropen, Eschborn/Ts., Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit GZT 1984.
- La-Anyane, S., Economics of agricultural development in Tropical Africa, New York, Wiley 1985.
- Land, food and people. Based on the FAO/UNFPA/IIASA report "Potential population-supporting capacities of lands in the developing world, Rome, FAO 1984 (= FAO econ. & soc. Devt. Ser. 30).
- Lele, U., The design of rural development. Lessons from Africa, Baltimore, Hopkins 1975 (= A World Bank Res. Publ.).
- Loutfi, M. F., Rural women - unequal partners in development, 5th impr. Geneva, ILO 1985 (= A WEP Study).
- Mifsud, F. M. Customary land law in Africa, Rome, FAO 1976 (= FAO Legislative Ser. 7).
- Nass, K. O., Stirbt Afrika? Chancen und Gefahren der Entwicklungshilfe, Bonn, Europa Union-Verlag 1986.
- Pevetz, W., Agrarprobleme Afrikas. Eindrücke einer Studienreise, Wien,

- Osterr. Agrarverlag in Komm. 1975 (= Schriftenreihe des Agrarwirtschaftl. Instituts des BMLF, 21).
- Pevetz, W., Hunger in Äthiopien. Kultursociologische Betrachtungen zu einer Agrarkrise, in: Agrarische Rundschau (Wien), 4 - 5/1985, S. 30 - 34.
 - Pevetz, W., Leistungssteigerung und Produktionsziele der Landwirtschaft in Entwicklungsländern, in: Journal für Entwicklungspolitik (Wien), 1(1985), H. 4, S. 128 - 140.
 - Pinstrop-Andersen, P., P. B. R. Hazell, The impact of the Green Revolution and prospects for the future, Washington D.C., Int. Food Pol. Res. Inst. 1985.
 - Shah, M. M. et al., People, land and food production - potentials in the developing world, Laxenburg, Intern. Inst. for Appl. Systems Analysis 1985.
 - Swindell, K., Farm labour, Cambridge, Cambridge University Press 1985 (= African Society to-day).
 - Timberlake, L., Krisenkontinent Afrika. Der Umwelt-Bankrott - Ursachen und Abwendung, Bonn - Wuppertal, Hammer 1985 (= P. Hammer-Taschenbuch 34).

Dipl.Ing. Werner Pevetz
Hietzinger Hauptstraße 143
A-1130 Wien

Journal für Entwicklungspolitik, 2, 1987, S. 75 - 93

Theo Rauch

SCHWIERIGKEITEN UND CHANCEN BEI DER UMSETZUNG ARMUTSORIENTIERTER ENTWICKLUNGSPROGRAMME

- Beispiel Zambia

1. Ist Armutsorientierung 'out'?

Offiziell gilt die Bekämpfung der Armut in der Dritten Welt immer noch als ein Hauptziel der Entwicklungspolitik der Bundesregierung (BMZ, April 1986, S. 20). In der entwicklungspolitischen Szene aber mehrten sich in den letzten Jahren die Stimmen, die diese Orientierung als gescheitert erklären, kaum fünf Jahre, nachdem die ersten ernsthaften Versuche gestartet wurden, das Konzept in Entwicklungsprojekten umzusetzen. Die Argumente der radikalen Kritiker der Entwicklungshilfe (Erler, 1984) und der Vertreter des entwicklungspolitischen Establishments (z.B. Streeter, 1984) ähneln einander: Die Erfolgsaussichten von Maßnahmen zur direkten Verbesserung der Situation der Armen werden angesichts der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse in den Ländern der Dritten Welt als gering eingeschätzt, zumindest im Rahmen von Regierungsprogrammen. Allenfalls den Nicht-Regierungsorganisationen wird eine Chance zugebilligt, die Armen zu erreichen.

Wer heute noch die Fahne der Grundbedürfnis- und Armutsgruppen-Orientierung hochhält, stößt zunehmend auf mitleidig-müdes Lächeln bei Praktikern und Wissenschaftlern verschiedenster Couleur, ähnlich wie jemand, der nach einigen Jahren in Afrika nicht mehr nach dem neuesten Stand der Mode gekleidet ist.

Dabei mußten jenen, die mit den ökonomischen, sozialen und politischen Strukturen in Entwicklungsländern vertraut waren, die bei der Umsetzung solcher Konzepte zu erwartenden Schwierigkeiten von Anfang an klar sein. So hatte auch ich zu einer Zeit, als Grundbedürfnisorientierung 'in' war, gewarnt, daß eine "Verbesserung der Lebensbedingungen der Masse der ländlichen Bevölkerung ... im Rahmen peripher-kapitalistischer Strukturen nicht möglich (ist)" (Rauch 1979, S. 69). Inzwischen habe ich als Regionalplaner im Auftrag der GTZ drei Jahre an der Umsetzung grundbedürfnisorientierter Entwicklungsprojekte in Zambia mitgewirkt. Die dabei gemachten Erfahrungen bestätigten meine damalige Einschätzung der strukturellen Grenzen einer auf Armutsüberwindung zielenden